

#2

Raumzine

Eine mag Kaffee, der andere Tee
Neue und alte Geschichten in und aus
Neu-Hohenschönhausen

Owned by nobody, belonging to
everybody
Borders between private and public

'Cca Semu, wir sind da
Eine Wanderung durch Sizilien: die Ruinen
des wiederaufgebauten Belice

Reclaiming Public Space for the Collective
Imaginary

wohnen/formen



0 Editorial

1 An attempt to search for the private and public

Sine Ludvigsen

2 Suchst du etwas?

Nina Alexandrova

3 Owned by nobody, belonging to everybody

Mariam Kalandarishvili

3/4 Time dilatation, space reconfiguration

Natalia Acevedo Ferreira

4 'Cca semu, wir sind da – Eine Wanderung durch Sizilien: die Ruinen des wiederaufgebauten Belice

Daniele Tognozzi

5 „Eine mag Kaffee, der andere Tee – Neue und alte Geschichten aus Neu-Hohenschönhausen“

Jolanda Todt

6 Perlora, die verlorene Perle

María Fernández Verdeja

7 VORORT

Laura Engelhardt

8 Reclaiming Public Space for the Collective Imaginary

Benjamin T. Busch

9 Bericht einer Spurensuche im Raum

Marta Setúbal

Editorial

Staub schwebt durch die Straßen, Bohrer hämmern, Baugerüste versperren die Bürgersteige, Menschen auf weiß lackierten Outdoor-Sofa Chairs blicken von tadellosen gläsernen Balkongeländern auf die Passant*innen herab – Eindrücke einer Fahrradfahrt durch Berlins Innenstadt, vorbei an ihren zahlreichen Baustellen und frisch fertiggestellten Wohnhäusern. Deren Fassaden, sowie die Werbetafeln für die entstehenden Wohnblöcke, machen klar: Die Stadt wird gefüllt, ihre Lücken geschlossen und dabei auf schleichende Art und Weise verwandelt. Denn diese Wohnhäuser sind oftmals mit Bögen, Säulen, Loggias, viel Glas, privatisierten Gärten und neulich gar eigenen Schwimmbecken bestückt. Da entsteht nicht einfach Wohnraum, sondern Wohnraum mit Konzept, freilich für eine ganz bestimmte Gruppe von Mieter*innen bestimmt. Wie ist es eigentlich mit dieser Wohnungsnot, von der immer gesprochen wird? Warten nicht genügend von diesen fertigen und alternierend bewohnten Wohnungen „in guter Lage“ auf Bewohner*innen? Oder soll es als Zeugnis von Berlins Gastfreundlichkeit gedeutet werden, dass sie zwar für Tourist*innen und *jet-setters*, aber keineswegs für die in der Stadt tatsächlich lebenden Menschen erschwinglich sind? Was macht dieser Wohnraum – der einerseits nach verschwommenen Vorstellungen von Stil, andererseits nach präzisen Ideen darüber geformt wird, wer ein Recht auf das Zentrum haben soll – mit der Stadt? Überhaupt, was bedeutet

„Wohnraum formen“?

Diese Beobachtungen und Fragen treffen nicht nur auf Berlin, nicht nur auf Metropolen oder Städte allgemein, und natürlich nicht nur auf den „entwickelten Norden“ zu – sie sprechen einen lang andauernden Prozess globalen Ausmaßes an, der mit der kapitalistischen Verwertung vom anthropologischen, architektonischen, ökonomischen Fakt des menschlichen Wohnens zusammenhängt, und somit äußerst politischen Charakter hat. Mit anderen Worten: Es geht hier nicht nur um Phänomene wie Gentrifizierung und Segregation! Sondern um verflochtene Strategien politischer, historischer und ökonomischer Natur, die bestimmte Raumpolitiken und damit bestimmte soziale Räume prägen, sowie um die Logiken, anhand derer sie verteidigt bzw. verkauft werden. Friedrich Engels stellte bereits 1872/73 fest, dass die Wohnungsnot weit mehr als ein Problem moderner Städte ist und eher denn die Herstellung neuen Wohnraums, radikale soziale Veränderungen fordert. In seinem kämpferischen Essay *Zur Wohnungsfrage* setzte er sich mit damaligen Vorschlägen auseinander, die Mietwohnung abzuschaffen und der Arbeiterklasse Zugang zu eigenen, ihnen gehörenden Wohnungen zu geben. In offenem Widerspruch mit den „kleinbürgerlichen Sozialisten“ (die männliche Form spiegelt hier den Stand des gesellschaftlichen Fortschritts zu der Zeit wider), die diese Forderung stellten, lehnte er sie als ungenügend und die dabei implizierte

Wohnpolitik als kontra-revolutionär ab: Erstens, weil das Verbot, Profit und Zins aus Wohnhäusern zu machen, lediglich eine Unterart und nicht den Kern kapitalistischer Ausbeutung angreife. Und zweitens, weil die Verwandlung von Mieter*innen in Eigentümer*innen vereinzelter Häuser bzw. Wohnungen lediglich breitere Wellen der Spekulation mit Grund und Boden bzw. mit Wohnraum zur Folge hätte, d.h. kapitalistische Praktiken vermehren würde; dabei, bemerkte Engels, schwände automatisch auch die Möglichkeit, dass Mieter*innen, die sich gegen ungerechte Mieten organisieren, progressiv individuelle Eigentumstitel und gar die bestehenden Produktions- und Verteilungsverhältnisse herausforderten.

Das ist eine Seite des Wohnens: die von „Oben“ (dem Staat, den Stadtverwaltungen, den Baugenossenschaften bzw. dem Markt) gewollten und geförderten Wohnformen und ihre gesellschaftlichen Implikationen. Hier ist die Frage relevant, wie Menschen diesen Logiken entgegentreten und als Ko-Produzent*innen ihres Wohnens handeln können, anstatt als „Wahlvolk“, „Geförderte“ oder „Kund*innen“ behandelt und letztendlich entmündigt zu werden. Eine andere Seite ist das Wohnen als *Be-Wohnen*, als aktives und schöpferisches Formen des Habitats – „Habitat“ breit gefasst, von den „eigenen vier Wänden“ bis zur Straße, zum Viertel, zum Platz und weit hinaus zur Region. Dies ist die Erkenntnis, die Henri Lefebvre der marxistischen Analyse dank seines Fokus auf den sozialen Raum und dessen ständige Produktion durch vielfältigste, auf drei Ebenen (private, städtische und globale) zusammenwirkenden Faktoren beschert hat: Menschen, egal ob in der Stadt oder auf dem Land, verändern die gesellschaftlichen Verhältnisse bereits dann, wenn sie in der Lage sind (oder dazu gezwungen werden), sich Räume anzueignen und sie zu formen. Individuen und Kollektive, so argumentierte er in *Le droit à la ville* und *La révolution urbaine* (*Das Recht auf Stadt*, 1968/2016; *Die Revolution der Städte*, 1970/1972), können durch *andere* Praktiken die Routine, die Entfremdung des Alltags wohl durchbrechen. Die Revolution beginnt – oder eben scheitert – im Schlafzimmer, im

Treppenhaus, auf der Brachfläche, im Theater, im Vorort, in der Galerie, beim Selbstbau, in der Notunterkunft; im gelebten und im gedachten Raum, im Gedächtnis und in der Phantasie. Daher enthält Lefebvres „urbane Revolution von unten“ zwangsläufig viele Momente, sie schreitet fort und dann wieder zurück, ist nie eindeutig oder einspurig; und daher sind Raumaneignungen im Alltag in seiner Theorie so wichtig: Sie stellen Taktiken des Umgangs mit, oder gar der Umkehrung von, gewöhnlichen Raumordnungen zur Disposition. Dies macht das Wohnen als Praxis der alltäglichen Aneignung, lustvoll und bedarfsgeleitet, verortet und langfristig, zu einem prädestinierten Objekt der Begierde für alle, die sich für Raum und dessen Umordnung von unten interessieren. In der Tat geht es in vielen Beiträgen dieser zweiten RAUM_{zine} auch um die Frage, wie Wohnende dem Wohnen *im Wohnen* Form geben.

Beide Seiten des Wohnens – seine Formung durch Bestimmungen von „Oben“, sowie durch Taktiken der Aneignung im Alltag – beschäftigten uns im Rahmen des Raumstrategien-Seminars „Ketzerische Arbeiten zur Wohnungsfrage“ im Wintersemester 2015/16. Neben Exkursionen und Recherchen zu neu entstandenen oder noch entstehenden Wohnblöcken in Berlin standen die Lektüre von Engels' Traktat und Diskussionen über verschiedene Methoden der empirischen und künstlerischen Annäherung an den städtischen Raum auf dem Programm. Die einleitenden Impulse dienten den meisten Autor*innen als Anregung zu selbständigen Experimenten an unterschiedlichen Orten in der Heimat oder auf Durchreise, wodurch neue Fragen – mal tiefergehend, mal skizzenhaft, mal intuitiv – aufgeworfen wurden. Während es wenig sinnvoll wäre, solche Fragen trennscharf zu den jeweiligen hier vorgestellten Beiträgen zuzuordnen, lassen sie sich zusammenfassen: Welche Wohnformen qualifizieren sich als wünschenswert für Politik, Architektur und Planung, welche hingegen als passé oder gar unerwünscht? Welche Lebensstile impliziert die heutige Wohnarchitektur in Innenstädten? Wie wird das „eigene“ Wohnen gestaltet, und

auf welche Werte, Erwartungen, Träume oder Bedürfnisse lassen verschiedene Wohneinrichtungen und -formen schließen? Wem gehört die Stadt, wem gehört der Wert eines Ortes, und was heißt eigentlich „Wert der Stadt“? Wohnen wir nur reell, oder nicht auch in der Erinnerung? Welche Taktiken helfen dabei, sich den „verlängerten Arm der Wohnung“, die Straße, anzueignen? Wie wird Nachbarschaft geschöpft und genährt? Wie verkauft sich die Stadt, mit welchen Begriffen werden städtische Räume für den Markt erschlossen?

Die Autor*innen nähern sich diesen Fragen anhand verschiedentlich durchgeführter Untersuchungen von Räumen und Orten, mal in intimer Interaktion mit dem Umfeld, mal vom Rand des Geschehens aus beobachtend, mal poetisch-subjektiv, mal theoretisch und historisch. Die dabei vorgefundenen Spuren – Eindrücke, Inspirationen, Irritationen im Raum; Spuren von Menschen, von Nutzungen, der Geschichte – haben sie jeweils erzählerisch, assoziativ-poetisch, fotografisch, zeichnerisch, grafisch festgehalten. So reflektieren die ersten zwei Beiträge auf sehr persönliche Weise über das Erkunden und Nicht-Erkunden-Können im Raum und darüber, wie Vorurteile gegenüber den „Anderen“ durch Wohnsegregation generiert werden. *Owned by nobody, belonging to everybody* und *Eine mag Kaffee, der Andere Tee* fragen nach der Möglichkeit der materiellen bzw. sozialen Gestaltung von Wohnraum. *Perlora, die verlorene Perle* und *‘Cca semu, wir sind da* wenden sich dem südeuropäischen ländlichen Raum zu: Dabei setzen sie sich mit der Ausbeutung von Wohnungsbauprogrammen zum Zweck der staatlichen Repräsentation in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs auseinander – und halten deren bitteres Versagen in der Gegenwart fotografisch fest. Die letzten drei Beiträge nehmen sich der Über-Repräsentation, bis zur Aushöhlung, des Wohnens durch die Werbung an, wobei die Autor*innen jeweils unterschiedliche Taktiken entwickeln, um Hintergründe und Implikationen eines global aufgespannten und auf Spekulation orientierten Immobilienmarkts zu knacken. In der fliegenden Beilage *Time dilation, space reconfiguration*, einer Geschichte in

8+3 Linolschnitten, wird „Raum“ in der Zeit eines interkontinentalen Flugs abwechselnd als wahrnehmbare, erinnerte, und konzipierte Kategorie poetisch erkundet.

Als Studierende im Masterstudiengang Raumstrategien streben wir an, uns mit dem (städtischen) Raum kritisch und künstlerisch auseinanderzusetzen; es geht uns unter anderem darum, Irritationen, Umdenken, Reibungen und Neuordnungen zu stiften. Deswegen liegt diese RAUMzine nicht nur an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee aus, sondern wir haben sie in den letzten Tagen an verschiedenen von Berlins Mauern, Hauswänden, Baustellen, Werbetafeln, usw. geklebt. Entscheidet die eine Passantin mit einem Fabel für Ruinen, in den Belice zu ziehen? Oder schaut sie in der Notunterkunft am Tempelhofer Feld vorbei? Spritzen die Jungs ungestört weiter, nachdem sie ein paar Fotos angeguckt haben? Fährt jemand zum Kaffeekränzchen nach Hohenschönhausen? Wird die Zeitung vom Concierge zerrissen, bevor ein paar der Luxusanwohner*innen, ob vor Langeweile oder von unserer Kritik überzeugt, ausziehen? Und was passiert dann mit dem frei gewordenen Wohnraum? Das mag zwar phantasmagorisch wirken, ist aber ernst gemeint: Stadt (die gelebte, nicht die abgebildete!) und Recht auf Stadt (das kollektiv erkämpfte, nicht das von „Oben“ zugeteilte) sind Prozesse, die auch aus Faszination, vom Sich-Kennenlernen, von Rebellion, von gegensätzlichen Lebensentwürfen und Phantasie gemacht sind.

Übrigens, Ihr haltet ein ganz gutes Tool gegen die Neubauöde in der Hand – Baustellenumleitungen, pastellgestrichene Hauswände und glatte Bauschilder mit den üblichen Renderings gibt es in Berlin schon viel zu viele!

Die Redaktion

An attempt to search for the private and public

Sine Ludvigsen

Intro

I chose to name this text 'An attempt to search for the private and public'. In truth, my initial aim was to compare two very different ways of living in Berlin – one in extreme 'publicness' and one in extreme 'privateness', both the results of very different circumstances. All this was meant to lead to a conclusion about the 'private' and 'public' in the city of Berlin. I would have then written the text starting with a hypothesis that correlated with the conclusion via an analysis which, looking at the concerned phenomena through theoretical prisms, would have mediated between the start and the end.

It turned out that I could not define the two ways of living as originally planned.

The experiment took a different turn, transforming into a personal travel through 'spaces' I had never come in contact with before; and into an effort to understand something that, I guess, might not be fully grasped. So this text is an attempt to search for something which could be elaborated on in much greater detail; it is written as a first-person narrative that describes a to some extent naive, 'grand tour' in search of spaces that can be defined as public or private.

I might have to explain the starting point of it all. The text is an outcome of the seminar 'Ketzerische Arbeiten zur Wohnungsfrage' that took place in the fall at Kunsthochschule Berlin-Weißensee. This involved a visit to

the exhibition 'Wohnungsfrage' at HKW, the reading of Friedrich Engels' 'The Housing Question' and excursions to some of Berlin's recent "luxury" housing projects, among them the 'Fellini Residences' located between Alte Jakobstraße, Neue Grünstraße and Kommandantenstraße. A residential building caught my attention. A building kept under high surveillance by cameras placed everywhere, at the gates, on the walls and at the entrance. Architecturally, the building aims to replicate Italian forms and atmosphere; additionally, the marketing idea seems to consist of selling the dream of 'La Dolce Vita'. The webpage shows among others a clip of Federico Fellini's movie: one just needs to press play to sense the good life (<http://www.fellini-residences.com>).



As I first approached the building, I thought of what is generally supposed to be the vibrant public space of Italian cities, a lively market scene popping up in my imagination. That kind of ambience was dead here, in this pastiche smeared with cameras and surrounded by fences and 'Privateigentum – Betreten und Hausieren verboten' boards. Apparently, nobody should feel invited to join the 'amphitheatre', traditionally associated with the democratic ideal of the theatre performance as a common experience for the people. While it is obvious that the apartments are private property, the whole surrounding yelled a desperate quest for privacy and occurred inaccessible, impenetrable. The entire setup

reminded me indeed of gated communities. What would be the total opposite to this way of living? A life with no 'right' to or opportunity for privacy? A life in extreme publicness? I came to think of the Flüchtlingsnotunterkunft on Tempelhofer Feld, where refugees would live in extreme 'publicness'. Or so I assumed. I had never been there.

Since my interest lies in how the relationship of public-private space changes in the city, I started to wonder how two diametrically opposite ways of living could be used to assess such relationships. My experience with the 'public' has been forged by my studies in spatial design: when I read or hear the term, I automatically interpret it as urban public space – the space, in metropolitan contexts, that is open to the public. The European, and in particular the Danish, planning tradition of naming open space in cities 'public space' influences this interpretation. But there is much more to the term, I realise; considered from a wider perspective, it applies to every venue of public interest. To remain within the spatial discourse, I believe the idea of an unregulated public space is doubtful: some kind of regulation will always take place; public space is an eternally negotiated circumstance. Similarly, it is difficult to define all the words related to the theme – publicness, privacy, privateness and the lack of the mentioned; although I have never done a research like this, I hope the comparison of two ways of living could bring about knowledge about these words too.

I read Henri Lefebvre's Rhythmanalysis – Space, time and everyday life. Maybe, in a phenomenological approach, the rhythms of the two different places could help track the public

and the private evolving and transforming? When Lefebvre speaks of rhythms, it is less to draw attention on sounds or music than on sequences, on a time extent during which variations and ‘shapes’ of actions take place in varying ‘measures’. Thereby, he recommends to follow up both inner (private, intimate, bodily) and outer rhythms (those of the physical environment, those determined by planners, politicians, economists): as for the rhythm analyst, all rhythms call for dedicated observation. With Lefebvre’s approach in mind, my initial strategy consisted in comparing the two ways of living by observing the rhythms in and around the respective spaces, since *“the rhythm analyst knows how to listen to a square, a market, an avenue.”* (Lefebvre 1991). Rhythms are only identifiable through the body, their perception engages the whole set of human beings’ senses, listening, smelling etc. The distinction between ‘present’ and ‘presence’ is essential for the rhythm analyst, as is the understanding that rhythms and their presence – their ‘resonance’, or in a less suggestive phrasing, their spatial impact – can only be grasped through spending time with and in space. For that reason, I resolved to sit in both places and observe from the outside the buildings and their surroundings for a day – 12 hours.

First observation

I began my observations at the Fellini Residences. I walked from Moritzplatz. On my way, I wondered whether the buildings on Stallschreiberstraße were the outcomes of any social housing programme, which led my thoughts to the sale of GSW (one of Berlin’s many social housing companies) to Goldman Sachs and Cerberus Capital Management. I remembered a sentence from the book *Berlin Reader: “the large scale privatization of state-owned housing companies and housing estates since the end of the 1990s (aiming to make the highest profit possible in order to close the budget deficit) favoured entrance of big capital and institutional investors over alternative forms of housing providers (such as co-operatives or owner-occupation), therefore creating greater social and spatial inequalities in Berlin.”* (Bernt a.o. 2013).

Following are some extracts of my notes from the observation on site, which all together consist of 15 handwritten pages.

16.03.2016

Neue Grünstraße/Kommandantenstraße – sitting in a little window notch in the building opposite to Fellini Residences

08.15h

1 car driving by.

1 car turning the corner.

It is cold, and I predict I won’t be able to sit here a whole day.

People are coming to the building I am “borrowing” to sit in. They stream in front of it in order to smoke cigarettes.

A strong smell of gasoline reaches my nose.

I hear (sounds of) welding/construction of buildings at a distance.

Quick footsteps passing by.

Repetition of the welding sound.

3 bicycles passing by.

It seems like people have something to do.

There is no place to sit or to relax here, unless you borrow a bit from the building.

Nothing is happening inside the Fellini Residences. Or not from my point of observation.

Sound of two suitcases and their owners walking by at a quick pace.

08.36h

A car, Mercedes, leaves the Residences’ underground garage that opens on Neue Grünstraße.

A man taking a break leans on an electricity box in front of the Fellini Residences.

A man enters from the window frame in which I actually sit. The windows are low. And there is an opening that allows one to walk out of the window, so to say. I am shocked. Another man follows him. But they greet me.

Lady walking by, smell of perfume. All the people here look very neat and beautiful.

Nobody walking around in their morning hair here.

10.00h

A light goes on in the apartment on the first floor, right across from where I am sitting. Something is moving in the apartment. I have barely seen any signs of life inside the building until now. It is someone who cleans the windows.

I get the smoke from the people that occasionally gather in front of the main door to the building 'in which' I sit.

Five workmen passing by.

I decide to take a look at the door signs – I see English, German, what seems to be an Indian name; Russian names.

10.22h

Someone halts in front the Fellini Residences – the side facing Kommandantenstraße. He stares at the sign 'Privateigentum – Betreten und Hausieren verboten'. He looks into the yard with its idle fountain. I think of the movie, The Fountain.

14.27h

Someone passing by asks me to borrow him a lighter.

15.20-15.56h

47 cars.
16 bicycles.
35 pedestrians.

16.30h

There is more movement on the street. It is about the time where people get out of work. Someone jogging by.

16.53h

Someone climbs up the staircase to the side-entrance.

17.05h

A woman appears on one of the balconies facing the yard. She is smoking a cigarette behind the sunblind. All balconies facing the streets have two layers: the heavy long curtains behind the windows and the shutters. From where I sit I can see 18 balconies – two of them have plants in pots. Four have chairs around a little table.

The balconies facing the yard have curtains, shutters and sunblinds, seemingly to hide them to the view from the balconies across.

17.30h

2 cars parking. One man coming out of one car. The other stays idle. A woman coming from 'my' building goes to the car. Car leaves. 2 cars leaving the underground garage.

17.41h

Someone is leaving from the side entrance of Fellini Residences.

A saw is making a loud sound.

17.45h

A taxi picks up a group of people in front of the door 10 meters next to me.

A car enters the Fellini's garage.

17.47h

Car enters garage.

17.49h

Car enters garage.

17.52h

Car enters garage.

17.59h

The occasional smokers do not appear so often any longer.

18.00h

Sound of church bells.

A number of people are leaving 'my' building.

20.00h

There is light in 7 of the apartments in the Fellini Residences. I walked around the building to count.

I see a shadow in one of the top floor apartments.

In one of the first floor apartments there is bright light, but no one is in there. A very empty apartment. A garbage bag in front of the table with 8 chairs. Nothing on the walls.

20.35h

A bicyclist with loudspeakers fixed on his back passes by.

It is very quiet. No one walking by in the same rhythm as earlier. Except cars.

It seems there is a routine at the Fellini Residences that is however not easily revealed. The leaving in the morning and the entering in the evening is not easily notable when there is an underground garage – one never really sees the people coming or leaving, because they disappear in the deep and rise high in the building with the help of an elevator. In between departures and returns, rhythms are rather generated in front of the building across the street. Maybe this is obvious, since the Fellini Residences consist of apartments to inhabit after work, while ‘my’ building consists of offices. In general, the streets all around are marked by people going from A to B.

The inward facing balconies remind me of Michel Foucault’s reflections on the panopticon. Foucault derived the concept of ‘panopticism’ from the Panopticon – a prison design by Jeremy Bentham, who envisaged a cylindrical building where the prisoners are under constant, but imperceptible, surveillance. To avoid being caught/punished, the prisoner progressively learns to resist any misbehaviour or irregularity. Foucault suggested the metaphor describes society in general – a society in which people police themselves unconsciously. The power of discipline is coded into the body and mindset of any citizen through endless surveillance and individualisation, so that every person becomes the carrier of a self-maintaining machine. The power apparatus is not something physically felt anymore, it is subtle, metaphysical, diffuse and polyvalent. Because, who is watching who? Who are the observers and the observed? This also applies to the Fellini Residences. There are two agents of surveillance here: the cameras spread around the entire complex, watching both the inhabitants and the people passing by, and the ‘internal’ surveillance facilitated by the windows, obviously open as in all Italian case popolari, and the balconies facing each other. Although the residents try to elude the latter – as the three layers of protection on the balconies facing the yard would suggest –,

a more insidious kind of self-policing reveals itself in the overall consensus on how it is appropriate to live and ‘protect’ oneself from the view of others in this sort of historicised environment. The power apparatus theory, I realise, concerns not only the disciplining of individual freedoms but the complete surrender and homogenisation of ideals around how to live, aesthetics, etc.

Another question that popped up in my mind: who built this building? In the Fellini Residences webpage’s downloads section, you can download a reference paper in which PricewaterhouseCoopers recommends ‘Herrn Dr. Harry C. van Caem, Born 18 Immobilien GmbH’ to residents and potential buyers (www.fellini-residences.com/_downloads/PW-Reference.pdf). Maybe Herr van Caem was in charge of building this place? Herr Dr. Harry C. van Caem’s profile on Facebook shows a happy man in the sunset light. He lives in London. And he is in charge of the Feratti Offices across the street, just opposite the Fellini Residences.

I tried to figure out the plans and sections of the apartments – just to get an idea of the inside. The homepage’s ‘Floor plans’ section (http://en.fellini-residences.com/_downloads/Grundrissdatenblaetter_fellini.pdf) did not provide much help, so I wrote an e-mail. I was never answered. Since many of the apartments seemed dead, though all are allegedly sold, I was also curious to know how many people actually lived inside, and I estimated this according to the number of bedrooms. What I calculated combining the size of the apartments and the number of residents was that every resident has between 33 and 52sqm for him- or herself.

The situation at the Flüchtlingsnotunterkunft on Tempelhofer Feld is very different. If you are a single person, you will share a 12sqm room with other 5, which leaves 2sqm for each person. I discovered this as my second observation was carried out there.

Second observation

Walking towards the Unterkunft, I was reminded of a festival I attended there once. I guessed there wouldn't be much of a festival atmosphere in there now.

Here are the transcriptions of some of my notes from Tempelhof.

23.03.2016

Tempelhofer Damm – sitting on the grass in front of the Flughafen Gebäude.

09.25h

Birds are singing and sound of cars driving by on the street are dominant.

A transporter coming from the left, and leaving. There seems to be various entrances. From one of them, a family is coming out.

10.02h

1 bicycle comes by.

11.00h

People have come out in the spring weather. 2 groups of 5-6 people talking in front of what seems to be the main entrance. It is the entrance where most people are leaving and entering. It seems very informal.

12.05h

1 car arrives. Parking at the right. The man from the car walks towards the left and disappears behind the containers.

12.12h

A group of two men and one woman walk by. They are at a distance, but wave at me. I wave back to them.

It is not possible in any way to see what is going on inside. The building's high windows prevent me from seeing even a bit of the actions taking place inside.

13.23h

Two young men walk by me. They say hello and look curiously at my notebook. It seems like a place where people want to talk.

13.29h

A mother and a son leaving towards the

U-Bahn.

13.36h

1 car driving by.

Someone opens a window and waves towards a person in one of the groups.

They gather by the window. They talk.

14.00h

3 young men having an argument of some sort. The situation escalates into a fight. But it does not seem too serious. One is visibly more upset than the other though.

15.00h

A man of the age of maybe 22 walks decidedly towards me. He says 'Hallo'. I say 'Hello' to him. I try to ask him where he is going, but he speaks neither English nor German. He speaks a little French, from what I understand, but I do not. He takes out his mobile phone. It turns out he has an app that translates Arabic to German and vice versa.

We start to communicate through the app.

I finally understand: he is trying to tell me that he is going to an uncle. I can see on his app, that he has before written 'Would you be my friend?' – that at least was the German translation of his sentence. We stumble in our conversation and at a point, he grabs my hand and points at what I identified with the main entrance. He wants me to come with him. I go with him towards a group of people, half hidden by the containers nearby the entrance.

As we walk, he shouts to one of them. They exchange words that I am not able to understand. The new guy introduces himself by his name. I will call him Z. We are surrounded by the group of people, they want to join the conversation as well. My plan was not at all to speak to people while doing this. Yet I am curious to know how it is inside. We end up standing nearby the entrance. There are people talking loudly around us. Some are entering via the two doors. Some are wearing vests, but they act in the very same way as everybody else. It is hard to tell who is who. Someone asks me whether I want to come in. Two call a girl and she tells me I will have to make an 'Anmeldung'. I explain I have no intention of

entering.

Instead, I ask how it looks inside. Z asks me why I want to know. I tell him about my project in vague terms. The people surrounding us are loud, they light cigarettes. One asks me where I am from. I answer. He asks me another question that I do not get, but Z helps me. The other guy wants to know how refugees live in Denmark. I feel ashamed and embarrassed. I try to explain that things are different in Denmark. Z tries to tell me a bit about living there. He also finds my project interesting. Z is very good at English and lets me know he would love to help me, if I want to. 5-7 people around us are speaking, walking in, coming out. The atmosphere is a bit confusing. I take his number and decide I'll invite him for coffee. I return to my spot in the grass.

17.10h

One group of people come from the U-Bahn and stop at the entrance, to the right. Another group comes out of the main entrance. They lean on the concrete wall that supports the little 'hill' covered with grass nearby.

17.46h

A couple and an elderly lady walk by. They say 'Hallo'. I say 'Hallo' to them.

18.12h

A man leaves on a bicycle.
Someone shouts from somewhere.
The sound of cars is intense.

18.23h

The sun is setting. It is getting cold.
Impossible to tell what is going on in there.
The windows do not reveal anything.

19.22h

Darkness surrounds the place. People are becoming shadows.
A man enters the U-Bahn. The atmosphere here is everything else than cosy.

20.45h

I leave.

It seems there is another symphony going on here. The rhythms at Tempelhof seem more spontaneous, abrupt and evoked by emotions. People are meeting, and not only walking from A to B or smoking a cigarette as quickly as possible. People spoke to me without any intention.

A meeting 11.04.2016

I meet up with Z.

I pick him up at Tempelhof Unterkunft. He smiles, looks happy and makes a lot of jokes. We drink coffee at Viktoriapark. Z tells me that if you arrived without relatives or family, you live with another 5 persons in a 'room' with plastic walls and no ceiling. The room is approximately 4X3 meters. It accommodates 3 bunk beds. Every room has a number. A piece of fabric replaces a door. It is not so pleasant to live on the top bed. The lights are on from 07.00 until 22.00h, when it is put off: if you sleep in the lower bed, you can hang a curtain and thus shield yourself from the light. They have also put up 'walls' to create study rooms, but you would rarely be there alone. There are no windows; in the 'rooms', one cannot see the daylight – only the ceiling of the airport building. "My telephone is my window to the world..."

Bathrooms and toilets are in containers. Meals are served thrice a day by the personnel in a big hall, where benches and tables are meanwhile nailed to the floor, since someone had tried to take them to another room. You line up in the queue. Breakfast is served between 07.30-09.30, lunch between 12.30-14.00, dinner at 18.30-20.00. One meal per person at each serving. If you are not on time for food, you will not be served unless you have been given permission after providing a valid reason for not showing up.

Z tells me that the mood can be very intense at times. People get upset and argue about food. Food is a big issue. Using the toilet facilities is also a subject of discussion. Who can use the bathroom when? They do not talk a lot about their personal stories. "Then we would just swim around in our own self-pity." I don't ask

more about the effect of personal issues on the group dynamics. We speak about past, present and future; about what Z did and would like to do, but I will leave this out. I was impressed by his optimistic attitude and the hope that radiates from him and his whole mimic. All of his stuff is in a box. He shows me a picture. He says they share. “Sharing is caring.”

I want to know whether being deprived from privacy does not burden you to an extent that becomes unbearable. Z replies you get used to it. He has accepted the circumstances. He can nag about it or accept it. Z has chosen the last option. The future holds the prospect of better times.

I came to the Notunterkunft with my own prejudices about how life would be like there – utterly horrible. I was met with joy and optimism. Z looked like he was doing well. I pitied him without reason. Having said that, I must add that Z is in the lucky position to speak English very well. Not all of them do. Z tells me that because of that, many face barriers and miss certain opportunities, like socialising with people outside the airport. What I experienced might well have been a disturbance, as Jacques Rancière would have called it. Rancière concerns himself with what happens when the social order is subjected to disturbance. Thereby, he works with two concepts: police – social order, which sets the norms – and politics – the result of heterogenous and potentially subversive processes; what I just called the disturbance. According to Rancière, democracy is not defined by the police order, but by the exercise of politics. For him, every subject is an active ‘actor’ and has the possibility to draw attention to the distribution of power. Hence it is not the system or the space created by a system, but the human relations which define spaces wherein something can be disrupted. Although Rancière speaks about norms and democracy on a macro-level, his thought can be applied to the systems and norms in ourselves as well: and in the microcosmos of Z and me, it is the case that a disturbance came about, opening up a new space.

When talking about the whole of Tempelhof Unterkunft, it might make sense to draw attention to Foucault’s reflections in *Of Other Spaces, Heterotopias* (*Architecture, Mouvement, Continuité* 5, 1984). Heterotopic space is a space of otherness, a real or mental space that inserts itself into or underlies already existing spaces. In heterotopia, usual behavioural norms are suspended and supplanted by ‘other’ norms: whether prompted by crises (when individuals are withdrawn from ‘normal’ society for a certain time, e.g. in hospitals) or deviation (when abnormal behaviours are allowed, e.g. in the prison), these spaces have a determined function and are reflective of the society in which they exist. Like in heterotopias, ‘traditional’ temporal orders are undermined in the Unterkunft – only the meal times correspond to linear temporal logics, the rest of the time is non-structured. Time of not knowing, time of waiting, time of transition. Personal spaces are shaped according to requirements that vary along with different nationalities and backgrounds, leading to the juxtaposing of several places in one. The encounters, the meetings are not conformed and surely, this has also to do with the Unterkunft’s temporary character. Honestly, the entire place emanates a feeling of otherness that is bodily, although the effect of such “possibility of outside-the-norm behaviours” on the body is of a kind I still cannot describe.

A new attempt

The more or less coincidental meeting with Z started something. Thoughts about how the public/private might be something defined mentally, instead of something physical, began to occupy me. I had suddenly moved on towards a terrain that I had not intended to enter and I actually had no idea about – how living deprived of privacy feels. I thought I ought to take the same approach to the Fellini Residences: how does living in ‘protected’ circumstances feel? Both the Residences and the Unterkunft are not to access without permit, but whereas the presence – yes, in Lefebvre’s sense of effect,

impact, bodily and symbolically – of the people who live in the latter is much stronger and they actively seek contact, which leads to a more open and loose atmosphere, there is apparently no scope for open approaches at the Fellini Residences. If I were the one contacting their residents, would the outcome be the same? Maybe, they would welcome me?

So I went to the Fellini Residences again, this time with another aim. I wanted to speak to the people living in there. While I never got an answer from info@fellini-residences.com, maybe the inhabitants could tell me more. I wished to know whether the yard sometimes was alive and vibrant with the atmosphere of an Italian house. Whether disturbances took place there.

12.04.2016

18.30h

I chose this time to ring at the doors since I assumed that someone would be at home then. As I approach, I feel nervous. I am trying to enter without permit. I know nobody there. I am just curious, I have nothing to do there. I take a walk around the building. There are three entrances with door signs and bells that I could ring. I choose the entrance on Alte Jakobstraße. I walk up the stairs towards the door, one camera by the door and one at the doorbells. I read: again, English names, German names, what I think are Russian and Indian names. Do people buy these apartments without living in them? Some may have purchased them as holiday apartments. Otherwise, why do some of them seem so ‘uninhabited’? I start ringing the bells from the bottom. Number two, Schulze, answers. I have prepared a long speech – how I am doing a project called ‘Wie wir wohnen’ and how I would like to ask a few questions about living in the Fellini Residences. But no voice questioning me. There was no need for the speech, the door immediately buzzes. So quickly that I cannot make it through the door. I try ringing again. The door buzzes without hesitation. I am in. A little hallway. A garbage bin on one of the walls. The board above it says in English, German and Russian ‘Only for paper’. I am a bit confused, but there is an elevator and a

staircase. Everything is very shiny and polished. No one here. Since Schulze opened the door, I will try to go there. I take the stairs. At the first floor, I notice the black-lacquered doors with their door spies. All name plates look alike, but there are different names on them. I reach the second floor. I feel a bit anxious about the whole situation. I ring the doorbell, and an about 60 year old lady opens the door, a surprised expression on her face. She holds a telephone in her hand. I excuse myself saying that I see she is on the phone. I allow myself to present my project in spite of that and ask her whether she has time after the telephone call. I point out that I do not want to ask personal questions. She answers me in German: “Das ist aber sehr ungünstig.” She asks again what the project is called with a sulky look. She does not look happy at all about the situation. I repeat, but give up and apologise for the inconvenience. As a last question, I ask whom I could pose these questions and she tells me the people in charge of the building are on the third floor. She shuts the door.

I continue up the stairs to the third floor. There are only regular names on the door bells and I am reluctant to give it another try, the chance of getting the same outcome being high. As I walk down, I get sight of the yard through a circular window. Alike in the staircase that smells of nothing, there is no one in the yard either. I return to the ground floor feeling a bit of an intruder.

Enter a space by following the rules

I am not able to enter either of the buildings without permission. I have already undermined my own starting point and an empirical comparison is no longer possible. So I will now try to get an allowance to enter the building by ‘following the rules’. I write info@fellini-residences.com one more time.

11.04.2016

Dear Fellini Residences,

I allow myself to write you since I am making a project about living in Berlin in an anthropological perspective. I have therefore chosen to research different ways of ‘living’. One of them is the Fellini Residences. Therefore I would like to ask, and would really appreciate, if you took the time to answer a few questions. I already had a look at the webpage and found

out most of what I am searching for, I still have some general questions though:

- How many people live there all together?
- What is the total square meter of all the apartments there (living space)?
- Is it possible to get a PDF with the plans of all the apartments as described on the webpage? (I have downloaded the file, but it only shows one apartment, Firenze – it is just in order to see the plans)
- How much did the apartments cost? (I see that all of them are now sold and in the PDF no prices are listed)
- Could you in any way help me establish a contact with one or more of the inhabitants, so that I could ask a couple of questions about living in the building?

I of course would understand if you do not have the data.
I appreciate your help, and I am looking forward to your answer.

Thanks in advance,

Best regards'

I have never received an answer.

I could not find any e-mail address for Tempelhof Unterkunft, except one directed to people interested to help out. I tried that one.

12.04.2016

'Liebes Team der Unterkunft Tempelhof,

Ich weiss gar nicht, ob ich der richtigen e-mailadresse geschrieben habe.
Wenn nicht, können Sie mir vielleicht weiter helfen?

Ich schreibe gerade eine Hausarbeit über Wohnsituationen in Berlin. Im Zuge dessen würde ich gerne einen der Hangars besuchen um zu beobachten, wie sich weniger privates Wohnen konstituiert. Es geht mir in erster Linie darum zu beobachten, Bilder sollen keine entstehen.

Was meinen Sie? Dürfte ich vielleicht für nicht länger als eine Stunde vorbei kommen? Sehr gerne komme ich auch zu einem ersten Gespräch vorbei, um Ihnen mein Projekt genauer vorzustellen.

Vielen Dank und beste Grüsse'

The same day, I got this answer:

'Hallo!
Vielen Dank für deine Anfrage. Hier sind schon einmal ein paar vorab Informationen für dich:

Helfen in den Hangars am Tempelhofer Flughafen

VOR ORT HELFEN:
Die Schichten für die Kleiderkammer planen wir mit www.volunteer-planer.org. Dort könnt ihr euch ganz einfach eintragen.
Solltet ihr Projekte anbieten wollen, meldet euch direkt bei unserem neu gegründeten Verein: info@thfwelcome.de
Ihr wollt Deutschunterricht geben? Meldet Euch bitte direkt bei: <http://germannon.de/>

MIT SPENDEN HELFEN:

Wir haben im Moment nur sehr speziellen Bedarf aufgrund der begrenzten Lagerkapazität am Flughafen Tempelhof.

Die folgenden Sachen brauchen wir dringend und können in die Kleiderkammer bei Hangar 1 gebracht werden:

Für Männer:
Jeans in kleinen Größen (ab 152)
Pyjamas (Größe S bis L)
Socken (neu)
Unterwäsche (neu)
Unterhemden
Winter- und Sportschuhe (Größe 41 - 43)
Flipflops / Badeschlappen

Für Frauen:
Unterwäsche (neu)
Socken (neu)
BHs
Flipflops / Badeschlappen

Sonstiges:
Kinderwagen, Buggy, Maxi Cosi
Koffer, große Reisetaschen und Rucksäcke
Paketklebeband
Gutscheine für die Drogerie- und Bekleidungsgeschäfte'

Outro
I feel I crossed borders, but what if these borders lie only within myself? Or within ourselves? Henri Lefebvre states, in *The Production of Space*, that "(social) space is a (social) product": every space is product and at the same time a production process. Similarly, during my 'travel', my fellow citizens and I produced new spaces, private and public (?), although with different outcomes.

There are opportunities of disturbance, even though physical barriers may condition our behaviours. Maybe it is the walls in ourselves that maintain or determine the perception of the private and the public? Maybe, the question of private and public is only a mental construct, merely underlined by physical demarcations, e.g. architecture or signs, but actually decided by repeated and normed behaviours?

My first conclusion after the experiment is that we all hold in our hands, or rather in our practices and acts, the possibility to negotiate the public or the private.

sine.ludvigsen@gmail.com

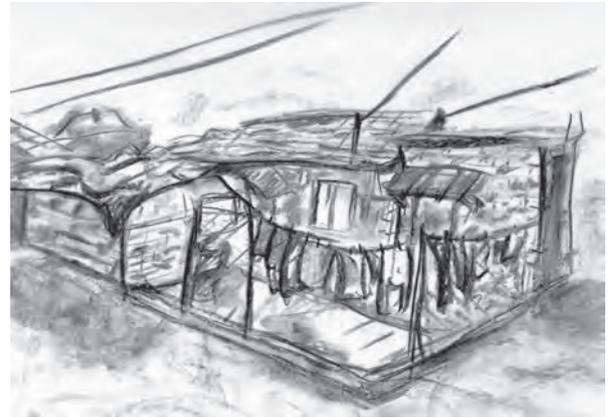
Suchst du etwas?

Nina Alexandrova

Ich laufe rein
in einen geschlossenen Raum
ich bin immer noch draußen
Er ist nicht geschlossen durch Wände und
Türen
Ich spüre eine deutliche Grenze

Er ist offen und gleichzeitig privat

Viele Menschen
Laufen langsam
Halten oft an
Sprechen miteinander



Die Straßen atmen
Sie verschmelzen mit dem privaten Raum
Sie dienen als seine natürliche Erweiterung
Nicht nur als Weg
Sie sind ein Ort für Kommunikation
Treffpunkt
Handelsplatz
Spielplatz
Ein Ort zum Feiern und gemeinsamen Essen
Einfach zum Sitzen und Beobachten
Es ist ein sozialer Raum, der alle teilhaben lässt

Es ist vielfarbig
Häuser aller Art
Villas
Hütten
Baustellen



Ein Tisch steht auf der Straße
Kartoffeln und Zwiebeln drauf
Ein Mann nebendran





Ruinen
 Baracken
 Ausgebessert mit Wachstüchern, Brettern und
 Latten
 Es gibt keine hohe Mauern zwischen den
 Häusern
 Keine Abgrenzungen und Barrieren

Merken die Leute den Unterschied zwischen
 den Häusern?
 Nein
 Es herrscht Gleichheit aber auch Zugehörigkeit

Ich laufe durch das Labyrinth
 Es geht ständig hoch und runter
 Die Wege haben eine willkürliche Struktur
 Sie verzweigen sich wie die Äste eines Baumes

-„Suchst du etwas?“
 -„Nein, ich spaziere nur“
 Ein spontanes Gespräch entsteht

Ich höre spielende und schreiende Kinder
 Laute Gespräche
 Leute sprechen zu einander ohne sich sehen zu
 können
 Sie sind voneinander entfernt
 durch mehrere Wände getrennt
 Ich höre von irgendwoher eine Frage
 Von anderswoher kommt eine Antwort
 Es gibt nichts zu verheimlichen

Ein Hund trinkt laut Wasser aus einer Pfütze
 neben mir
 Die Sonne scheint in meine Augen und ich
 erkenne wenige Farben
 Jedoch sehe ich rot, überall rot
 Backsteine und Dachziegel in verschiedenen
 Nuancen von Rot
 Staubige Wege mit und ohne Asphalt
 jedoch immer mit Löchern
 Ich passe auf, wo ich hin trete
 Sehe Haufen von Abfall und einen Wohnwagen

-„Suchst du etwas?“
 -„Nein, ich spaziere nur.“
 Noch ein Gespräch entsteht

Ich höre einen Schrei:
 -„Wo ist Ivo?“
 -„Putzt die Eingeweide von dem Schwein“
 Es gibt bald eine Hochzeit, hat mir eine Frau
 erklärt





Noch mehr Hütten mit Zäunen voller bunter
Wäsche

Vor einer riecht es nach Schimmel
vor anderen nach Grill und Rauch

Ich höre Musik aus verschiedenen Ecken

Der Himmel ist verkritzelt durch Kabel

Sie sind chaotisch quer über die Straßen
gespannt

Ich schließe meine Augen

Die Melodik des Ortes erinnert an Urlaub

Die Menschen- natürlich geblieben

ungezwungen, offen, aktiv, kommunikativ,
aufrichtig

leben in einem parallelen sozialen Universum

Ein Dorf mitten in der Stadt

Eine zweite Realität?

Das waren meine Einblicke von einem Spaziergang am 28.03.2016 in dem Stadtteil Fakulteta in Sofia, Bulgarien. Das Viertel mit rund 35 000 Einwohner*innen befindet sich 4km westlich der Innenstadt von Sofia und liegt auf dem höchsten Punkt der Sofiaebene. Ich habe diesen Ort in meiner Heimatstadt ausgesucht, weil er sich von den anderen durch kulturelle und soziale Besonderheiten und Eigenarten unterscheidet. Das Viertel wird vorwiegend von Sinti und Roma bewohnt und ist dementsprechend ein Ort, der mit verschiedenen Vorurteilen belastet ist. Zweifellos spielen die Medien eine große Rolle auf die schon gemachte Vorstellung der Menschen, und die meisten Meinungen basieren nicht auf eigenen Erfahrungen. Es gibt reichlich Kommentare, Fotos und Artikel über diesen Ort. Es werden Stereotypen verbreitet und die Aufspaltung zwischen „wir“ und „sie“ wurde auch dadurch etabliert.

Es ist umstritten, ob die Segregation auf Ausgrenzung, freiwillige Isolation der Bewohner*innen oder beides zusammen zurückzuführen ist. Während meines Spazier-





gangs hatte ich mehrere spontane Gespräche, bekam Einladungen und einen Heiratsantrag. Ich hatte das Gefühl, dass die Leute sehr offen sind, Andere in ihre Gesellschaft zu integrieren. Ist die Gesellschaft selbst auch offen für die Integration in die ethnische Mehrheit?

Dieser Stadtteil ist groß und da ich mich nicht auskenne habe ich diesen spezifischen Ort zufällig ausgewählt. Diese Einblicke sind nur

von einem kleinen Teil des Stadtteils. Jedoch hoffe ich, dass ich durch meine Darstellung ein Gefühl von Rhythmus, Dynamik und Charakter dieses Ortes vermittelt habe.

Wann wird der unsichtbare Zaun beseitigt? Theoretisch können sich zwei Parallelen nicht treffen. Praktisch vereinigen sie sich wenn man für einen Perspektivwechsel bereit ist.

Only a 7 minute walk away from the UN-Refugee Agency!

Fellini

Berlin

Mitte

No worries for not being in Berlin most of the time and leaving your apartment empty: volunteer it at the next UNHCR as emergency accomodation for refugees!



Owned by nobody, belonging to everybody

Borders between private and public

Mariam Kalandarishvili

Die Stadt spielt eine wichtige Rolle in der Entwicklung der lokalen Gesellschaft, genauso wie die Gesellschaft für die Entwicklung einer Stadt von Bedeutung ist. Auch Tiflis spiegelt heutzutage den Zustand der Gesellschaft wider. Das Gesicht der Stadt erzählt – ganz ohne Reiseführer – deren Geschichte, und zwar nicht nur die Geschichte der Stadtentwicklung der letzten Jahrzehnte. Es erzählt auch von den Menschen, die dort wohnen, von ihrem Leben und ihren Einstellungen.

Die Gestaltung des Wohnens in Tiflis spielt sich seit einigen Jahrzehnten vor dem Hintergrund schwieriger, widerspruchsvoller Prozesse ab. Die in verschiedenen Perioden dominierenden politischen, ideologischen, sozialwirtschaftlichen, kulturellen und technologischen Kräfte bestimmten sowohl die Wohnbedingungen der Einwohner*innen, als auch ihre Vorlieben bei der Wohnungswahl; darüber hinaus die Bauart, die Lebensqualität und das Ansehen jeweiliger Viertel der Stadt. Wenngleich diese Stadtviertel recht unterschiedliche Standards haben, gilt für ganz Tiflis, dass es keine wünschenswerten Wohnbedingungen bietet und dass die Mehrheit der Wohnhäuser in bautechnisch unsicheren Zuständen sind.

Die Qualität des Wohnens in großen Teilen von Tiflis wurde durch den sogenannten Anbauprozess der 80er und 90er Jahre wesentlich beeinflusst. Die mehrstöckigen „Wohnbezirke“ oder Plattenbauten, die zwischen den 50er und 80er Jahren gebaut worden waren, bekamen im Laufe dieses Prozesses eigenartige Anbauten. Als Georgien noch zur Sowjetunion gehörte, waren 9qm Wohnraum die vorgegebene Norm für eine Sowjetbürger*in. Während der Perestroika gestand die sowjetische Regierung, dass die bestehenden Wohnbedingungen sowie die erwähnte Norm unangemessen waren. Da die finanziellen Möglichkeiten für ein Ausbauprogramm begrenzt waren, berechnete sie schließlich die Einwohner*innen, am Bauprozess teilzunehmen und ihn sogar selbst zu beginnen. Aufgrund der Verordnung, die in diesem Zusammenhang von der Regierung Georgiens 1987 verabschiedet wurde, war es erlaubt, die mehrstöckigen und meist als Kooperativen verwalteten Wohnhäuser mit Anbauten zu erweitern, und die Einwohner*innen durften auf

eigene Kosten Loggias, Veranden und Balkone an ihre Wohnungen bauen. Dieser Schritt sollte aus Sicht der Regierung das Wohnungsproblem lösen.

So wurden die „Wohnbezirke“ – meistens fünf, acht und neun Stockwerke hoch – zwischen 1988 und 1992 durch das Anbringen einer Metallbaukonstruktion ausgebreitet. Der so dazugewonnene Raum wurde überwiegend als Schlafzimmer, Wohnzimmer oder Küche genutzt. Obwohl das Bauen am Anfang sehr intensiv betrieben wurde, konnten die meisten Wohnungen aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Instabilität der 90er Jahre nicht fertig gestellt werden; die Bauarbeiten wurden wieder aufgenommen, wenn auch nicht so massiv wie zu Beginn, als sich die wirtschaftliche Situation Georgiens um 2000 verbesserte. Im Großen und Ganzen kam das Anbaugesetz der Mittel- und Unterschicht zugute. Gerade die Mittelschicht war imstande, die Bauarbeiten umzusetzen und so das Wohnungsproblem der sowjetischen Periode für sich zu lösen: Wie zu erwarten war, konnten sie als Erste die Bauarbeiten beenden, heutzutage sind jedoch 12% der Anbauten immer noch unvollendet.

Die von der Regierung erlassenen Verordnungen schrieben zwar Normen für das Anbauen vor, welche allerdings von den Einwohner*innen überwiegend ignoriert wurden – und das wirkt sich bis heute auf das Stadtbild von Tiflis aus. Häufig wurde wesentlich mehr Fläche als erlaubt angebaut; in einigen Fällen wurde die Wohnung sogar um 100% vergrößert. Die Anbauarbeiten an privaten Wohnungen, und oft auch in den öffentlichen Plätzen zwischen den Wohnhäusern, wurden meist auf ungeplante und spontane Weise durchgeführt, wobei kollektive Interessen außer Acht gelassen wurden. Selbstverständlich hatte dies nicht nur für die Gestalt der „Wohnbezirke“, sondern auch für die gesamten Stadtviertel und letztendlich für die Bevölkerungsverteilung in der Stadt erhebliche Folgen: Benötigten die Einwohner*innen größere Wohnungen, erweiterten sie ihre einfach durch Anbauten, anstatt in eine neue umzuziehen. Während die jeweiligen Wohnbedingungen den Anforderungen der verschiedenen sozialen Gruppen angepasst werden konnten,



verschlechterte sich die allgemeine Wohnhaussubstanz stets. Dies beeinträchtigte die Sicherheit der Wohnhäuser und der Umgebung, denn sobald die Wasser- und Stromleitungen kaputt gingen, wurde die allgemeine Wohnqualität schlechter und viele Wohnungen degradierten.

Bis heute verfügt weder die Landesregierung noch die Stadtverwaltung über ein spezifisches Vorgehen in Bezug auf die Anbaupolitik, was ein großes Problem für Tiflis darstellt. Auch die Bevölkerung hat keine einheitliche Meinung zu den Anbauten. Ein geringer Teil der Einwohner*innen schätzt den Anbauprozess negativ ein, denn die Anbauten sind sicherheitstechnisch gefährlich und haben zudem die Hausfassaden optisch verschlechtert; die meisten Menschen, die daran teilgenommen haben, beurteilen ihn allerdings sehr positiv, da sie ihrer Ansicht nach dadurch die Möglichkeit bekamen, ihre Wohnbedingungen zu verbessern.

Fest steht, dass die großen Wohnhäuser von Tiflis, die bereits vor dem Prozess nicht besonders schön aussahen, endgültig verunstaltet sind. Da bei den Erweiterungsarbeiten keine Rücksicht auf den öffentlichen Raum genommen wurde, sind die meisten Einwohner*innen von Tiflis dazu gezwungen, in einer hässlichen Umgebung zu leben: Von außen betrachtet wirken die Anbauten meistens unästhetisch, deprimierend und gefährlich, außerdem sorgen ihre billigen Baumaterialien für eine ungesunde Lebensatmosphäre. Menschen neigen dazu, nur an ihren eigenen Lebensraum und nicht an den Einfluss zu denken, den die Realisierung ihrer Bedürfnisse auf Andere haben könnte: So gingen die Menschen auch in Tiflis keinerlei kollektive Verantwortung ein, und erfüllten sich ihre Wünsche in Form von Anbauten, ohne die damit verbundenen möglichen Auswirkungen auf ihr Umfeld zu bedenken.

Das ist die Geschichte von Tiflis – die Geschichte, die sich an ihrer Gestalt ablesen lässt. Die Stadt hatte die Bevölkerung dazu ermächtigt, mit den Anbauten ihre Träume und Phantasien zu verwirklichen: das zu bauen, was sie wollten, in der Form und Größe, die sie wollten. So sieht die Stadt aus, die fast nie einen Generalplan hatte, die Stadt, wo alle Träume wahr werden.



**It is in urban form that members
of a society express who they are
and what they want to be.**

Carl Fingerhuth

Time dilatation, space reconfiguration

Natalia Acevedo Ferreira

The day of my departure had arrived. I got on the plane, and, all through the eighteen-hour flight, I over-looked from the window the vast surface of planet Earth.

Hour 1 · Somewhere over Germany

Almost geometrically perfect, green and brownish fields appear one beside another before me. Little settle-ments look like the freckles of the land from on high. We are gaining altitude, but all around I see but flatness. When I am with my feet on the ground, everything around me feels in perfect proportion to my body; architecture, which sometimes can be very massive and monumental, is eventually made for human beings to live and work. It is amazing, actually, how in our societies these perfect proportions nourish the delusion of god-like centrality, of being the measure of everything on Earth, while as the plane goes up and up, and the big buildings turn slowly into tiny dots, I finally realise my real size with respect to the rest of the world. I am also just a small being.

I wonder about proportions and the established measurements. Like the size of a brick—76 mm high x 230 mm long x 110 mm wide—the most common material used to build the world around us. And what about made-up measurements, such as “I love you to the moon and back”? A dimension of love. These customary proportions construct our perceptions and relations to one another.

This airplane, in spite of being gigantic, feels so crowded and minuscule inside, and from the window I can no longer recognise or see the ground, just puffy, ethereal clouds. No geometries, no shapes anymore.

Hour 3 · Somewhere over Sweden

I'm thinking about space; how do I structure it in my mind? Since human beings begin to apprehend space physically and then mentally, is space, Raum, only real when I translate it into a thought, a memory? Isn't a smell, or a sound, *just* real?

The world seems like an immense landscape in which the organic and the inorganic bond and grow, changing the surroundings every ticking second. It is in constant transmutation.

Spatial relations do not exist in the world in any meaningful sense; rather, they exist in “*minds, to aid in making sense of the world, and in interacting with it. Our concern therefore is not with space and spatial relations as objective entities of the world, but rather is with human experience and perception of phenomena and relations in space, and the representation of these things. ... The region of space that we can experience bodily at any moment is limited to a few cubic meters; the region we can experience visually usually is larger and much more variable. However, the combined extent of all the spaces that we experience during the course of a day's activities usually is much larger again.*” (1)

Hour 6 · Somewhere over Greenland

No man's land. I don't see cities, I don't see roads, and I cannot see anything but whiteness.

I start to imagine, to create things in my mind. To see shadows where there are none, and a horizon where there is none. It is all in my imagination, yet this is the memory I am going to save of it.

“It is normally said that you have to be fixed in space and in time if you want to belong somewhere. The sites of memory are, in the proper sense of the word, crucial. They are crossroads. They are the points where space and time meet memory.” (2)

If memory represents a subjective reality,
does it make it real for anyone else but me?

Hour 10 · Somewhere over Canada

To see the immensity of the woods or the
desert or the ocean.

That feeling of fear when one is in presence
of the sublime,

to be witness to greatness, to wonder.

*“During the eighteenth and nineteenth centuries,
the sublime was associated in particular with the
immensity or turbulence of Nature and human
responses to it. Consequently, in Western art, ‘sub-
lime’ landscapes and seascapes, especially those from
the Romantic period, often represent towering moun-
tain ranges, deep chasms, violent storms and seas,
volcanic eruptions or avalanches which, if actually
experienced, would be life threatening.” (3)*

When one feels scared to die, suddenly she
is consumed also by the pure sensation of
being alive. Of being here and now.

Hour 13 · Somewhere over the United States of America

(dreaming)

I am a bug looking at a bug.



1/1

‘Cca semu, wir sind da

Eine Wanderung durch Sizilien: die Ruinen des wiederaufgebauten Belìce

Daniele Tognozzi

Besucht man heute das Belìce-Tal, so überwältigt einen der Eindruck, einer ins Quadrat erhobenen Ruine gegenüber zu stehen: der Ruine des alten Belìce, das 1968 vom Erdbeben zerstört wurde, und der Ruine des neuen Belìce, das danach wiederaufgebaut wurde, aber entvölkert daliegt. Wie in einer pasolinischen Parabel, antwortet auf die Reste der alten Welt lediglich das Echo einer in die Zukunft projizierten Begeisterung, die die Anfangszeit nicht überlebte und von schierer Landflucht gefolgt wurde. Abwesenheit – von Institutionen, Initiativen, Einwohner*innen: Das kennzeichnet dieses benommene Tal, wo Kunst und Modernismus die visionäre Reaktion auf eine landesweite Tragödie hätten sein sollen; wo sich die Bevölkerung heute noch um verkannte Objekte, Gebäude und Orte herumtreibt, ohne deren Sinn zu hinterfragen.

Bereits vor dem Erdbeben gehörte das Belìce, ein Tal auf dem Mittelweg zwischen den sizilianischen Städten Palermo und Agrigento, zu den unterentwickeltesten Gebieten Süd-Italiens: Stockende Landwirtschaft, fehlende Industrialisierung, prekärste Lebensbedingungen und Auswanderung nach Nord-Italien und Nord-Europa charakterisierten die Region seit der Nachkriegszeit. Nach dem Erdbeben mussten u.a. die Dörfer von Gibellina, Poggioreale und Salaparuta komplett evakuiert werden. Mehr als 350 Menschen waren unter den Ruinen gestorben, in den folgenden Tagen verloren fast 1.000 ihr Leben; ungefähr 80.000 Menschen hatten plötzlich kein Zuhause mehr und wurden übergangsweise in Zelten beherbergt. Monatlang mussten die Überlebenden auf die Fertigstellung von Flüchtlingslagern warten; ein Jahr nach der Tragödie mangelte es immer noch an Tausenden Unterkünften. Die Nachrichten aus der Zeit berichten von Missständen und Spekulationen in verschiedenen Bereichen: Viele profitierten davon, als die arbeits- und mittellosen Landarbeiter ihre Nutztiere verkaufen mussten, um Grund-

bedürfnisse decken zu können; der Bau der Lager wurde verdächtigen Firmen in Auftrag gegeben während die 5.000 Bäuer*innenfamilien, die ihre Felder für die Notunterkünfte zur Verfügung stellen mussten, nie zurückbezahlt wurden. Die Lager, die aus von den USA gestifteten Wellblechhäusern bestanden, waren wie Militärcasernen organisiert, in denen jeder Tag genau getaktet war; Volksversammlungen und gar Zusammenkünfte kleiner Gruppen wurden streng unterbunden. Allen Einschränkungen zum Trotz formte sich eine Bewegung, die zuerst vor Ort und, ab Dezember 1969, in Rom gegen die unmenschliche und unzulängliche Handhabung der Situation protestierte. Unter dem Motto “Eravamo terremotati prima del terremoto” („Wir waren Erdbebenopfer schon vor dem Erbeben“) zelteten 1.500 Überlebende vor dem italienischen Parlament, um ein Sondergesetz für den Wiederaufbau des Belìce zu fordern.⁽¹⁾ Wenngleich ihr Protest auch dank der Unterstützung der italienischen Arbeiter*innen- und Student*innenbewegungen landesweite Aufmerksamkeit erregte, dauerte der Kampf – unterminiert einerseits vom Staat, der die Errichtung der Lager als Alibi für das Ausbleiben substantieller Hilfen benutzte, und andererseits von der Mafia, die im Hintergrund aus der Tragödie ein Geschäft machte – mehr als zehn Jahre.

Stadtplanung, Politik und Kunst

In den darauffolgenden zwanzig Jahren entsandte die italienische Regierung mehrere Arbeitsgruppen aus Architekt*innen und Stadtplaner*innen in das Belìce, um Konzepte für einen Wiederaufbau zu entwickeln. Von diesem versprach man sich eine soziale, politische und wirtschaftliche Erneuerung, die aus dem Tal ein Modell für die gesamte Region machen sollte. Schnell setzte sich die Auffassung durch, dass die Dörfer nicht wiederaufbaufähig seien



und komplett neue Städte geplant werden sollten, was eine ideale, und seit Langem erwartete Gelegenheit für die Umsetzung aktueller Theorien aus den Bereichen Urbanistik, Soziologie und Architektur bot: Der Modernismus hatte Sizilien erreicht.

In diesem Geist der Zeit wurde etwa Gibellina „nuova“ 25 km entfernt von der zerstörten Gemeinde geplant. Einer der wichtigsten Vorschläge – entwickelt in Kooperation mit der Antimafia Kommission auf Grundlage nordeuropäischer Stadtplanungsmodelle und der Überzeugung, dass die verwinkelte Struktur des klassischen sizilianischen Dorfes mafiose Vernetzungen förderte – bestand darin, der neuen Stadt sehr breite Straßen zu verpassen.⁽²⁾ Die Planer*innen adaptierten für Gibellina nuova, sowie für Salaparuta und Poggioreale, das angelsächsische Modell einer Stadt mit Reihenhäusern, drei riesigen Plätzen und 20 Meter breiten, parallelen verlaufende Straßen: genau das Gegenteil Gibellinas vor dem Erdbeben, was die Gewohnheiten der Einwohner*innen zwangsläufig auf den Kopf stellte.

Direkt nach dem Erdbeben war Ludovico Corrao, ein Politiker aus dem „Milazzismo“, d.h.

der Vereinigung der Rechten und Linken für die „gemeinsame Sache“ der Region Sizilien, zum Bürgermeister von Gibellina gewählt worden. Als ambivalenter und exzentrischer Charakter, Katholik und Sozialist, verfolgte Corrao in den 25 Jahren seines Amts ein ambitioniertes Projekt, in dem Wiederaufbau und Kunst im öffentlichen Raum Hand in Hand hätten gehen sollen. In den 80er und 90er Jahren schaffte er es, eine beträchtliche Anzahl international renommierter Künstler*innen nach Sizilien einzuladen, um im „Museum unter freiem Himmel“ Kunstwerke zu realisieren, bzw. an kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen. Mit den Beiträgen von Joseph Beuys, Pietro Consagra, Alighiero Boetti, Arnaldo Pomodoro, Mario Schifano, Robert Wilson, Richard Long oder John Cage – um einige der bekanntesten Namen zu nennen – und der Gründung des Festivals „Orestyadi“ schien der Aufstieg des Belice-Tals zum Bezugspunkt der süditalienischen Kunst- und Kulturszene sowie zu einem weltweit bekannten Ort für Land Art und Kunst im öffentlichen Raum in die Wege geleitet zu sein.⁽³⁾

Ludovico Corrao gelang es im Jahr 1979 auch den zurückhaltenden Alberto Burri zu einem



Besuch zu überreden. Dieser reiste mit tief-sitzenden Vorurteilen über die Süd-Italiener an, denn er mochte weder die neue Stadt noch die Künstler*innen, die bislang mitgewirkt hatten. Als er allerdings die „Ruderi“, die Ruinen der alten Stadt, besichtigte, zeigte er sich sehr berührt. Burri schlug vor, das ganze Ruinenmaterial zu zermahlen, die daraus gewonnenen Splitter in ein Metallgerüst zu gießen und mittels weißem Beton ein monumentales „Cretto“ zu realisieren.(4)

In Burris Vision hätten Gibellinas Einwohner*innen selbst das Cretto bauen und dabei eine verlorene Zeit beerdigen sollen. Trotz Corraos Geschick, dem es nicht nur gelang, die italienische Armee, welche Arbeitskräfte

und Bagger zur Verfügung stellte, einzuspannen, sondern auch eine Umwidmung von Staatsförderungen zugunsten des Projekts zu erreichen, gelang es nicht das Vorhaben zu finanzieren. Einschneidende Ereignisse folgten in den nächsten Jahren: Burri besuchte das halb fertige Werk nur ein einziges Mal, und zwar im Mai 1987, für nur eine Stunde. Zwei Jahre später wurden die Arbeiten gestoppt und 1994 Corrao abgewählt: Eine politische Ära war damit zu Ende. Alberto Burri starb 1997, ohne das Cretto fertiggestellt gesehen zu haben. 2011 wurde Corrao, wie in einer griechischen Tragödie, von seiner jungen philippinischen Haushilfe ermordet. In der Erregung und dem Leid – sowie mit Hilfe einer internationalen Petition – wurde letztendlich das Geld gesammelt, um das Cretto fertig zu bauen.(5) 2014 folgt dann die Vervollständigung und das riesige Kunstwerk, nun bestehend aus einem heruntergekommenen ersten ergrauten Teil und der, auf bittere Art kontrastierenden, brandneuen strahlend weißen Ergänzung ruft nach einer vermutlich nicht bezahlbaren Restaurierung.

Nur wenige Kilometer vom Cretto entfernt liegen, wie dessen Spiegelbild, die Ruinen von Poggioreale. Auf dem Weg dorthin lassen sich die zwei Poggioreale bestaunen: die verlassene alte Stadt oben, die neue Stadt am Fuße des Tals. Hinter einem geschlossenen Tor liegt die Ruine, bis heute unberührt, als hätte das Erdbeben erst gestern stattgefunden; wegen Einsturzgefahr ist der Zutritt verboten, aber man gelangt über einen kurzen Umweg hinein. Poggioreale „vecchia“ zu besuchen, bedeutet, einem Geist der Vergangenheit zu begegnen – in den Läden auf der Hauptstraße lassen sich Objekte der Zeit finden, von außen erblickt man die Fresken der halbzerstörten Wohnungen, in der ehemaligen Schule stehen noch Schulbänke. Von der neuen Stadt aus ist die alte gut sichtbar. Nur, selbst in solch einer direkten Gegenüberstellung lässt sich kein grundlegender Unterschied erkennen: Die Stimmung bleibt irgendwie ähnlich in Poggioreale vecchia und nuova. Die selbe Ruhe, die selbe Stille, die selbe so unbeschreibliche wie typische sizilianische Leere. Man versteht nicht, ob sich alle

zu Hause eingeschlossen haben, oder niemand mehr dort wohnt; nur vor einem Café wird es ein bisschen lebendiger, wo eine Gruppe älterer Männer Karten spielt und ein paar Kinder verweilen. Zwei Carabinieri halten an, holen vier Becher Kaffee ab und fahren weiter. Nicht einmal 100 Meter entfernt davon liegt ein riesiger modernistischer Platz. Er ist leer, da ist kein Café. Nur Säulen mit Marmorskulpturen – zwei Podeste mit komischen kreisförmigen Treppen, von einer Seite geht man hoch, von der anderen runter, und man ist wieder da, wo man vorher war.

Nicht einmal die Luft ist dieselbe Seit dem Erdbeben hat ein Drittel der Bevölkerung das Belice endgültig verlassen, bzw. die zuvor emigrierten Verwandten erreicht/aufgesucht. USA, Kanada, Venezuela: So hat beispielsweise Gibellina fast die Hälfte seiner Einwohner*innen verloren. Anscheinend glaubten sie nicht an das Versprechen des Wiederaufbaus. Einen Ort aufzufinden, an dem der Staat abwesend und die Kunst präsent ist, ist sicherlich nicht schlichtweg den demographischen Folgen nach der Naturkatastrophe zuzuordnen, sondern auch der institutionellen Verwüstung

des Belice, die sozial untragbar wurde. Dieses Phänomen ist letztlich nicht nur typisch für diesen Ort, jedoch hier besonders sichtbar. Im Wirbel der globalen Vermarktung von Städten und ländlichen Gebieten ist nicht nur eine modernistische Staatsvorstellung gescheitert – sondern das gesamte Belice, das sich nicht verkaufen lies, auf der Strecke geblieben. Aber genau das scheint heute das Interessanteste am Belice zu sein. Das Cretto bietet sicherlich den künstlerischen Wert, den Ruf des Autors, die heroische Entstehung. Doch was es heute für viele abenteuerlustige Besucher*innen zu einer Referenz macht, ist weniger dies, weniger die Bezeichnung des „größten Land Art-Objekts der Welt“. Es ist vielmehr die Tatsache, dass dieses Kunstwerk inmitten einer rauen Landschaft eingefasst ist, in der sich spindeldünne Schäferhunde ungenlenk auf alle ankommenden Autos stürzen, als wollten sie klar stellen, dass dies kein Ort für Besuche, dass dies Viehland ist. In der Tat, das Cretto hätte mein Interesse nicht gleichermaßen geweckt (und ich bezweifle, dass sich Burri eine solche Mühe gemacht hätte), wenn es auf der Spitze eines idyllischen toskanischen Hügels läge.





Niemand sucht heute nach einer Zukunft für das Belice, es ist ohnehin zu spät für etwaige Lösungen. Sucht man allerdings nach Möglichkeiten, das endgültige Aussterben der Gegend zu verhindern, dann ließe sich eine, und zwar sogar eine „nachhaltige“ Lösung nun doch empfehlen. Es reicht aus, auf dem Busparkplatz vor dem Cretto einen Panini-Imbiss und eine Ticketverkaufsstelle zu platzieren, und gleich wäre er da: ein neuer Ort touristischen Konsums, fast genauso attraktiv wie Pompei oder Stonehenge.⁽⁶⁾ Wenngleich ich seinen Einwohner*innen die damit eventuell einhergehenden Chancen nie vorenthalten möchte, ist die Idee der touristischen Verwertung des Belice selbstverständlich dystopisch – fast genauso dystopisch wie die Idee seiner „Aufwertung“ durch Kunst und Architektur, d.h. seiner Verwandlung in Mittel der Repräsentation eines Staats, der die Einwohner*innen nie repräsentiert hat, ob vor oder nach dem Erdbeben. Glücklicherweise (oder tragischerweise) ist Sizilien vor Staatsdarstellungen fast automatisch geschützt, um nicht zu sagen traditionell vom Staat angewidert, und da, wo jeder Staatswille unheilbares Scheitern ist, schon bevor es der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, können solche Prozesse gar nicht erst stattfinden. Lasst sie uns also absperren, lasst uns die Insel zu einem kolossalen Denkmal der Ruin-

en machen: aber echter Ruinen, wie jene von Poggioreale, die sogar vom Wächter verlassen wurden und nicht wie das Cretto, dessen nachträgliche „Fertigstellung“ dem lächerlichen politischen Versuch gleich kam, ein Kunstwerk zum Nationalkunstwerk zu verwandeln, anstatt seinen monumentalen Niedergang zu akzeptieren.

* *

Als ich durch Gibellina umherzog, genauer gesagt, zwischen der Chiesa Madre, dem Joseph Beuys-Gebäude und dem heute verlassenen Museum von Francesco Venezia, traf ich auf einen Schäfer, der mit seinen Tieren die Stadt beweidete. Er freute sich als er meine Kamera sah und wollte unbedingt, dass ich seine Schafe fotografierte. Ich fragte ihn, ob er sich in der neuen oder in der alten Stadt – die er, wie ich schätzte, als Kind erlebt haben sollte – wohl fühlte.

Entweder konnte ich ihn wegen seines unbegreiflichen Dialekts nicht richtig verstehen, oder er war nicht in der Lage, eine eindeutige Meinung auszudrücken; aber er antwortete mit einer Erinnerung an die Luft auf dem Berg von Gibellina vecchia, die sich nicht übersetzen lässt: „Lassú, l’aria era piú fina“.



- (1) Comitato antileva ricostruzione sviluppo, and Centro studi iniziative Valle Belice, cur., Comitati popolari, Hrsg. 1970. *Belice, lo stato fuorilegge*. Bari: Edizioni della Libreria.
- (2) <http://ifg.uniurb.it/static/lavori-fine-corso-2014/ferrara/villette-a-schiera-e-strade-larghe-20-metri-gibellina-nuova-e-stata-costruita-come-una-citta-inglese-ma-e-in-sicilia/index.htm> .
- (3) Bignardi, Massimo, Davide Lacagnina, and Paola Mantovani, Hrsg. 2008. *Cantiere Gibellina, una ricerca sul campo*. Roma: Editoriale Artemide.
- (4) Der Name kommt aus einer bekannten Gemäldereihe, in der Burri die Farbe beim Trocknen brechen ließ, und so eine eigenartige Oberflächenstruktur schuf.
- (5) Stabile, Nicolò. 2015. "L'utopia possibile di Gibellina", *Myrrha*, Mai 19. www.myrrha.it/articolo-stabile-burri-il-cretto-di-gibellina .

ri-il-cretto-di-gibellina .

- (6) De Marco, Flavio. 2004. „Segesta, Gibellina, Selinunte: cronaca di una giornata in Sicilia“. www.flaviode-marco.it/pdf/segesta_gibellina_selinunte_cronaca_di_una_giornata_in_sicilia.pdf .

Only a 1 minute walk away from Thai Massage!

Fellini

Thai

Berlin

Mitte

If your daily jogging to the Gendarmenmarkt made you sore muscles, Thai-Massage just in the middle of the Italian Quarter!

I just woke up. I *see* Manhattan.

I was in New York once. Back then, wandering through the streets, I felt like if I was inside a model of a city. Nothing seemed real. I had this picture of New York in my head, engendered by movies and TV-series, and once I was in the actual city it felt completely fake. I wanted to knock on the walls to see if they were made of cardboard, or to ask random questions to strangers to see if they were actors. (Although, we are all actors of the city we inhabit, as Pasolini would've said.) I was walking in a space I already had visualised and shaped in my imagination, and it was exactly the same in real life.

Hour 18 · Bogotá

LIKE A FUNGUS GROWING UNNOTICED,
COVERING IN JUST A FEW DAYS
THE BOTTOM OF MY TEACUP IN A
GREY-VIOLET LOOKING COLOUR,
CONSUMING EVERY LAST BIT OF
RESIDUE TO SURVIVE,
APPEARS THE CITY
IN FRONT OF MY EYES.

THE CITY,
WHO SOMETIMES INHABITS ME
MORE THAN I INHABIT HER
(IS IT A SHE?),
GETTING SO WITHIN ME
THAT I HAVE TO GET OUT OF MY-
SELF TO LET HER IN.

Landscape of city, manufactured carefully by men, for men, for their own comfort and needs. Everything made to standard proportions, making human beings almighty, the centre of it all.





Cement, clay, sand, bricks, mirror, glass. In Bogotá, the prime matter of the city is the mountain.

I am earthly too, and I as well am reconfigured to survive in this urban landscape.

The plane lands; it was about time.

I feel 10 kilograms heavier. The pressure here pushes one harder to the ground; so hard I could sink and dis-appear.

I look at my watch: I have travelled through space and time, it's 7 hours earlier than the time it shows. Am I also 7 hours younger, or 14 hours older, or the same?

<http://themattermatters.tumblr.com/>

(1) Mark, D. M., and Frank, Andrew U., 1996: Experiential and Formal Models of Geographic Space. *Environment and Planning, B*, Vol. 23, pp. 3-24.

(2) Morley, David and Robins, Kevin, 1996: *Spaces of Identity*. London and New York: Routledge.

(3) <http://www.tate.org.uk/whats-on/tate-britain/display/art-and-sublime>

Eine mag Kaffee, der andere Tee

Neue und alte Geschichten in und aus Neu-Hohenschönhausen

Jolanda Todt

VERÄNDERUNGEN

Fällt dir etwas ein, das du hier verändern würdest?

Die Platte muss weg. Sonst nischt.

Wie würdest du das konkret umsetzen?

Is ne gute Frage. Bezahlbaren Wohnraum bauen? Für alle erschwinglich! Nicht nur für Reiche, ooch für Arme. Obwohl det hier noch geht. Woanders kannst du es ja nich mehr bezahlen.

Wie würdest du dein Haus bauen?

Schief und krumm! Wirklich!

Warum schief und krumm?

Weil hier alles gleich ist irgendwie ... Wees ick nich. Es ist, als ob die Zeit irgendwo stehn geblieben ist. Hat keenen Charme, find ick. Wenn man nach Prenzlauer Berg kommt, hat jedet Haus seinen eigenen Charakter. Und hier ist halt wirklich immer nur das Gleiche. Man kann zwar relativ günstig wohnen aber wohnen und leben ist halt was anderes. Ich sach mal, es ist jetzt nicht so meins. So kleen allet. Wenn du springst, kommst du oben an die Decke ran. ron

Als ich hierher gezogen bin, war erstmal einschneidend, dass sie die ganzen Schulen weg gemacht haben. Jetzt wären se manchmal froh, wenn se die wieder hätten. frau gricar

Bloß, dass ist ja nicht wichtig für uns. Ick hab keene Kinder und ihre sind groß. frau meier

Na ja, aber jetzt kommen ja wieder mehr Familien mit Kindern. Manchmal seh ich se alle zur Schule oder zum Kindergarten gehen. Das ist schon ne ganz schöne Truppe. frau gricar
Na jetzt stecken se ja überall Flüchtlinge rin. Det is ja jetzt in. Viel zu viel. - Also ick bin nicht dafür. frau meier

Ja, aber...*(wird unterbrochen)* frau gricar

Und vor allen Dingen, det sind doch alles jar keene Flüchtlinge. Ja, die aus Syrien kommen und dann Afghanistan... Aber da sind doch so viele andere! Warum bleiben die denn nicht zu Hause!? Ick versteh das nicht! frau meier
Weil Krieg ist! Man müsste in den Ländern,



wo der Krieg ist, massiver was ändern können. Manchmal habe ich mit älteren Menschen zu tun, die das Gefühl haben, dass die uns was wegnehmen und dies und jenes. Ich sach mal, ich weiß auch keine Lösung, aber ... sich immer nur beschweren ... So geht's auch nicht. Das sind doch alles Menschen, die jetzt da stehen in der Kälte ... frau gricar

Ick bin nicht ... Mir tun die Leute ooch zum Teil leid, aber ... det ist alles übertrieben. Da haut wat nicht hin. Da müsste was geändert werden. frau meier

Aber wir dürfen nicht vergessen - was ham denn damals unsere Menschen gemacht? frau gricar

Sie meinen vor der Wende oder wat? frau meier

Ja. Die ham ihre Kinder in den Kofferraum gesteckt, sind über die Ostsee, wenn da 'n Schiff gekentert ist, sind Kinder verstorben oder die sind durch Tunnel und manche Kinder sind erstickt. Vieles ist ja gar nicht bekannt geworden. frau gricar

Aber sooo extrem war det nicht! frau meier

Ich hab's selber erlebt in der Innenstadt in Leipzig, wo reiche Ärzte gewohnt haben. Und ich erzähl hier keenen Schwindel, das kann man sagen: Die haben ihre Kinder zurückgelassen und sind nach 'n Westen. Sie wussten, die Kinder werden versorgt, die kriegen ne Schulbildung und alles ... Sind diese Menschen denn auch zu verachten gewesen? frau gricar

Aber ... det waren Einzelfälle, Frau Gricar ...

Wenn ick immer gesehen hab, wie die denn durch die Spree geschwommen sind ... Dass die erschossen werden konnten, det wussten se

doch! Also ick hätte det nie gemacht. frau meier
Aber wir wissen doch gar nicht, wie vielen es
damals schlecht ging. Die ham doch nicht ein-
fach so sich selber und ihre Kinder in Gefahr
gebracht! frau gricar

Na ja, det is klar. Weil se 'n anderet Leben
führen wollten. frau meier

Die fliehen mit ihren Kindern wirklich vor
Kugeln ... frau gricar

Ist das zur Zeit hier ein großes Gesprächsthema?

Wir Älteren diskutieren darüber ... frau gricar

Na ja, wir sind ja nicht blöde! Wir kieken ja
auch fern! Manche interessieren sich ja jar nicht
für Politik, aber ich interessier mich schon
dafür. Obwohl ick ja nischt verändern kann.

frau meier

Hat sich das Stadtbild hier für Sie verändert?

Ja, die Bevölkerung hat sich verändert durch
den Zuzug. frau gricar

Die meisten wollen ganz woanders hin, aber
det is doch mir egal, ick find det hier jut! Ick
würde jedenfalls hier nicht weg. Na ja, ick kann
ja ooch nich, wo soll ick denn hinziehen? frau
meier

Ich bin, muss ich Ihnen ehrlich sagen, mehr für
'n buntes Volk. frau gricar

*Was würdest du gerne in deiner Umgebung verän-
dern?*

Solarzellen! Mehr Solarzellen und mehr
Gewächshäuser! Und weniger Handytürme,
also diese großen Antennen auf den Häu-
sern drauf ... Durch die wird nämlich jeder
bestrahlt! Daher sollte man die Handytürme
verringern und dann die Handys so bauen,
dass sie die Handysignale besser verstärken und
filtern können.

*Aha. Zurück zu den Gewächshäusern, was würdest
du da reinton?*

Zum Beispiel ein paar tropische Pflanzen ...
Ich finde, das Problem ist, viele Leute ken-



nen viele Geschmäcker gar nicht. Die kennen
nur die Pflanzen, mit denen sie aufgewachsen
sind. Es gibt zum Beispiel so speziellen Kohl
mit ganz vielen kleinen Köpfen. Der ist ganz
in Vergessenheit geraten. Und dann noch so
andere ganz leckere tropische Früchte, die so
schmecken wie Fanta – wie Fanta Tropic. Die
würden den Deutschen bestimmt schmecken.
Bloß die Deutschen kennen die gar nicht.

*Du stellst dir also Gewächshäuser vor, in denen man
Verschiedenes anbaut und den Leuten die Möglich-
keit gibt, das zu probieren?*

Ja genau, dass es so 'n Probiertgewächshaus
gibt. Und dass zum Beispiel so kleine Über-
raschungspakete versendet werden, in denen
ist dann ein kleiner Saft. Es wird aber nicht
gesagt, was in dem Saft drin ist. Erst wenn
man's ausgetrunken hat, steht das auf dem
Boden der Flasche. So, dass man das wirklich
nur sieht, wenn man's ausgetrunken hat. Sonst
kann man sich ja selbst betrügen und sagen, ah
ja, schmeckt bestimmt scheußlich. Nur weil's
was ist, das man nicht kennt. Zum Beispiel
denkt man wenn's orange ist, ah vielleicht ist es
ja Orangensaft – aber nein, es schmeckt anders.
Und wenn es einem dann schmeckt, kann man
den Saft nachbestellen oder gleich die Pflanze
selbst. joni



NACHBARSCHAFT

Manchmal sieht man jemand sehr lange nicht und wenn man denn denjenigen wieder trifft, sagen die ooch: »Na, ich hab Sie ja lange nicht gesehen!« Nee, eigentlich is es gut. Wir sind froh, dass sich keiner beschwert, wenn wir mal was zum Bohren haben, wenn man abends nochmal die Waschmaschine anstellt oder mal 'n Staubsauger nimmt. Laut Hausordnung geht's nur bis zwanzig Uhr. Is ja jar nicht machbar. frau tangermann

Nachdem die Wohngebiete eins und zwei fertig waren, haben wir relativ schnell erkannt, dass das, was wir uns gedacht hatten, einerseits an technologische Grenzen stieß, andererseits aber auch die planerischen Vorgaben Maßstäbe erzeugten, die nicht einfach zu bewältigen sind. Diese Großmaßstäblichkeit und die sehr breiten Räume schaffen unserer Meinung nach das Gefühl, dass man sich nicht so sehr wie in der Stadt fühlt, sondern wie in einem Zwischenraum, der irgendwie bebaut ist, zwischen Landschaft und Stadt ... Hinzu kommt die hohe Monofunktionalität. Zwar wird in den Gebieten gewohnt, wird Alltag erlebt, es werden Kinder untergebracht, es wird zur Schule gegangen, aber trotzdem kommt diese Vielschichtigkeit, die die Stadt hat, in diesen Gebieten nur sehr schwer zustande - zumindestest damals. frau lindemann

Wie ist dein Verhältnis zu deinen Nachbarn?

Ja, wir sind ein ganz gutes Haus. Wir haben ja auch sehr viele Akademiker hier drin. Die Nachbarin von oben kenn ich zum Beispiel gut. Wir erzählen uns immer ganz viel ... Früher noch viel mehr. Da hatten wir noch so 'n

grauen Belag im Hausflur, der nicht so schallte. Jetzt ham wa so 'n blöden Belag gekriegt und da ist es immer so laut - total ungemütlich ... Früher haben wir immer stundenlang auf der Treppe gestanden und erzählt. Ich hab dann mal vorgeschlagen, dass wir in den Flur noch so 'n kleines Tischchen und zwei Stühle hinstellen könnten, wie so ne kleine Quatschcke. saskia

Ich hab einen schweren Unfall gehabt ... Herzstillstand und schwere Brüche. Und seit dem Tage, wo ich wieder zurück bin aus der Reha, steht immer ein Karton mit Flaschen vor meiner Tür. Jemand aus dem Haus stellt mir die hin. Vier Jahre lang jetzt schon. Ich hab sehr lange nicht gewusst, wer es war. Jetzt weiß ich es. Das ist so ein Nachbar, der allerdings meistens im Ausland ist. Seine Frau hat mir gesagt, dass es ihr Mann ist. Neulich hab ich mich mal bei ihm bedankt und gesagt: »Aber ich hab doch auch das ganze Pfandgeld gehabt!« »Sehen Sie,« sagt er »jetzt weiß ich, warum mein Konto so runter ist.« Der stellt mir jedes Mal 'n ganzen Kasten Wasser hin. Je nachdem wie lange er weg ist, hab ich manchmal zehn Kästen da, manchmal bloß einen Kasten. Und ich hab nie gewusst, wer das war, vier Jahre lang. Ist das nicht toll? Und zwei Damen sind jeden Abend gekommen und haben meine Betten bezogen und mir in jeder Beziehung geholfen. Die eine kommt jetzt noch jeden Abend und bringt mir ihre Zeitung vom Vortag runter - jeden Abend! Das können Sie auch mal publik machen! Wissen Se, für Rentner sind 35 Euro im Monat viel Geld. Warum kann man das nicht überall machen? Ich sag zu allen Leuten: »Ham Se ne Zeitung? Na dann schmeißen Sie die mal nicht weg, sondern gucken Sie, was Sie für 'n Rentner haben. Am Anfang konnte ich mit der Zeitung nichts anfangen. Unterdessen bin ich scharf drauf. Man sieht, was es Neues gibt, wie weit die Wissenschaft teilweise is. Sehr viel über Tiere und über Pflanzen und solche Sachen. Man hat Zeichnungen von Berlin, was wo gebaut werden soll und so. Das mit den gebrauchten Zeitungen, das is doch ne gute Idee, die kann man doch weitertragen ...

Ja, Superidee, genau.

Also, ich hab jetzt keine weiteren Fragen mehr soweit

...

Ich hab Sie überrollt ... Aber sehen Sie, es ist so: Ich bin ja die ganze Woche alleine. Bis auf Frau Tangermann, die abends schnell reingerannt kommt und sagt: »Is was, brauchen Sie was? Wie geht es Ihnen?« und mir dann die Zeitung bringt. Sonst hab ich ja niemanden zum Sprechen ... Man muss ja zum Sprechen mit jemanden auch auf einer Linie sein. Man kommt nicht mit jedem zu Rande. Ich hab die blöde Angewohnheit, wenn dann mal einer nach 'm halben Jahr kommt, dass ich den tot rede. Und der dann (*lacht*) ... kurz vor dem Nervenzusammenbruch ist ... Wissen Sie, was ich meine? Dass ich die einfach überrolle. Ich komme ja mit allem zurecht, zumal ich die Zeitung habe - was ja wirklich was ist - und ich mir auch Bücher aus der Bücherei hole und so weiter. Also ich schlafe und lese ... und dazwischen mach ich 'n bisschen Haushalt, nicht? frau jeschke

DIE PROTAGONIST*INNEN

in diesem Auszug:

ron - wartete auf einer Bank auf seinen Bruder, der sich anscheinend ziemlich verspätete, sodass wir genügend Zeit für ein ausführliches Gespräch hatten. frau jeschke - sprach ich aufs Geratewohl an, als sie eben dabei war, einen Rhododendron mit einer Flasche Wasser zu gießen. frau tangermann - ist eine Nachbarin von Frau Jeschke und bringt ihr jeden Abend ihre Zeitung vom Vortag. So auch an dem Abend, als ich bei Frau Jeschke zu Besuch war. saskia - lernte ich auf einem Straßenfest kennen.



Sie betreute dort einen Malstand der Jugendkunstschule. Wir verabredeten uns für ein Gespräch bei ihr zu Hause. frau meier - saß auf einer Bank vor dem S-Bahnhof Wartenberg, ihren kleinen Hund an ihrer Seite. frau gricar - ist eine Bekannte von Frau Meier und gesellte sich mit ihrem Hund zu uns.

sprechen.

»Grüne Wohnstadt Neu-Hohenschönhausen«
Lindemann auf einer Tagung zum Thema
Wohnungsbaue antworten. Ich hörte Frau Dr.
Bebauungskonzeptionen im komplexen
von Berlin, hier wurden alle
die zentrale Planungsrichtung des Magistrats
Das Büro für Städtebau war zu DDR-Zeiten
1-3 in Neu-Hohenschönhausen verantwortlich.
für die Bebauungskonzeption der Wohngebiete
Städtebau und als Projektleiterin von 1979-81
Frau Dr. Lindemann - war Mitarbeiterin im Büro für



Das Buch „Eine mag Kaffee, der andere Tee – Neue und alte Geschichten aus Neu-Hohenschönhausen“ verbindet die Gedanken, Erinnerungen, Erfahrungen, Ansichten und Ideen von achtzehn Menschen und einer Stadtplanerin in Form einer Gesprächscollage zu einer Momentaufnahme eines Stadtteils am Rand von Berlin.

Wer mehr über das Buch erfahren oder sich ein Exemplar zulegen möchte, findet weitere Informationen unter www.jolandatodt.de oder kann direkt ahoi@jolandatodt.de kontaktieren.

Perlora, die verlorene Perle

María Fernández Verdeja

Wann oder warum nennt man einen Ort sein „Zuhause“? Aus welchen Materialien, Erinnerungen oder Orten bildet sich unser ganz persönliches Nest?

Als moderne Nomadin, die vor vierzehn Jahren ihre Heimatstadt verließ, habe ich mir diese Fragen oft gestellt. Ich komme aus Asturias im Norden von Spanien, einem Land in dem Viele seit der Krise kein „zu Hause“ mehr haben, da wo gerade noch vor zehn Jahren der Standard war, eine Wohnung und oftmals sogar zwei zu besitzen: Familienwohnung und Ferienwohnung.

Ende der 70er Jahre wurde Arbeitern der Metallindustrie und Mienen in Asturias ein zweites Zuhause geschenkt: Perlora (Ciudad Vacacional). Trotz der Diktatur Francos waren die 70er Jahre auch in Spanien politisch und kulturell unruhige Zeiten. Die Arbeiterklasse hatte immer mehr Freizeit aufgrund vorsichtiger Initiativen der Gewerkschaften, bessere Arbeitsbedingungen zu schaffen – zu viel freie Zeit zum Denken und um Fragen zu stellen, befand die politische Elite, bei der Befürchtungen aufkamen, man könne die Kontrolle über die Arbeiterklasse verlieren. Wie die Kontrolle über Menschen behalten, ohne Gewalt oder direkte Repression anzuwenden? In Spanien lässt sich das einfach bewerkstelligen mit Sonne und Strand – Urlaub!!! Wenn man sechs Tage die Woche mehr als vierzig Stunden arbeitet, und dann nach Feierabend vom Werk zum maximal hundert Meter entfernten Plattenbau läuft, dann klingen Sonne, Strand und Urlaub für zwei Wochen im Jahr verlockend. So schossen



Urlaubskomplexe wie Perlora für die verdiente Entspannung der Arbeiterklasse Ende der 70er Jahre wie Pilze aus dem Boden.

Aber Freiheit beginnt und entwickelt sich im Geist jedes Einzelnen. So fühlt man sich an dem Ort zuhause, den man als solches erachtet, unabhängig davon, ob es das „reale“ oder ein imaginäres Zuhause ist. Damit hatte Franco nicht gerechnet: Die Besucher*innen von Perlora wurden mit der Zeit zu den Anwohner*innen von Perlora. Sie waren dort nicht nur in den Ferien, sondern fuhren auch an Wochenenden und Feiertagen dort hin. Sie brachten eigene Möbel und Pflanzen mit, dekorierten die standardisierten Ferienwohnungen und Chalets nach ihrem eigenen Geschmack und bemalten sie in verschiedenen Farben.



Die Mitarbeiter*innen des Ferienkomplexes bekamen ihr eigenes Chalet und wohnten dort das ganze Jahr über. Perloras Infrastruktur wuchs: eine Kirche, Restaurants, Läden, ein Ballhaus und eine kleine Arztpraxis entstanden. In den 80er Jahren wollten schließlich alle nach Perlorá. Der Ort war schlichtweg cool geworden, mit seinem neuen FKK Bereich, einer Disko,

und ohne Franco (er war am 20.11.1975 gestorben). Eine Cousine meiner Mutter, von der Familie immer als „hip“ angesehen, feierte dort ihre Hochzeit.

Als Kind freute ich mich immer, wenn wir nach Perlorá fahren, obwohl meine Familie dort kein Haus besaß. Meine Eltern gehörten zwar zur Arbeiterklasse, aber nicht zur Metallindustrie, die in den 80er Jahren eine Art Aristokratie der Arbeiterklasse darstellte. Wir fahren von meiner Heimatstadt Gijón vierzig Minuten mit dem Zug und gingen als Tagesbesucher*innen zwischen den Häusern entlang zum Strand. In Gijón selbst gibt es mehrere große Strände, doch der Strand von Perlorá war anders, trotz des Kohlenstaubs aus dem nahe gelegenen Industriehafen, der sich am Ufer sammelte.



A
N
Z
E
I
G
E

Fellini

Only a 4 minute walk to sidewalk damages!

Gehweschädigt

Sidewalk

Bored at home with so much perfection?
Put on your extra long heels and have fun!

Berlin
Mitte



Es war eine andere Welt, mit einer anderen Stimmung. Man hörte auch andere Akzente, denn Menschen aus ganz Spanien sammelten sich dort, nachdem der Ferienkomplex in den 80er Jahren auch für Familien aus allen Teilen Spaniens geöffnet worden war.

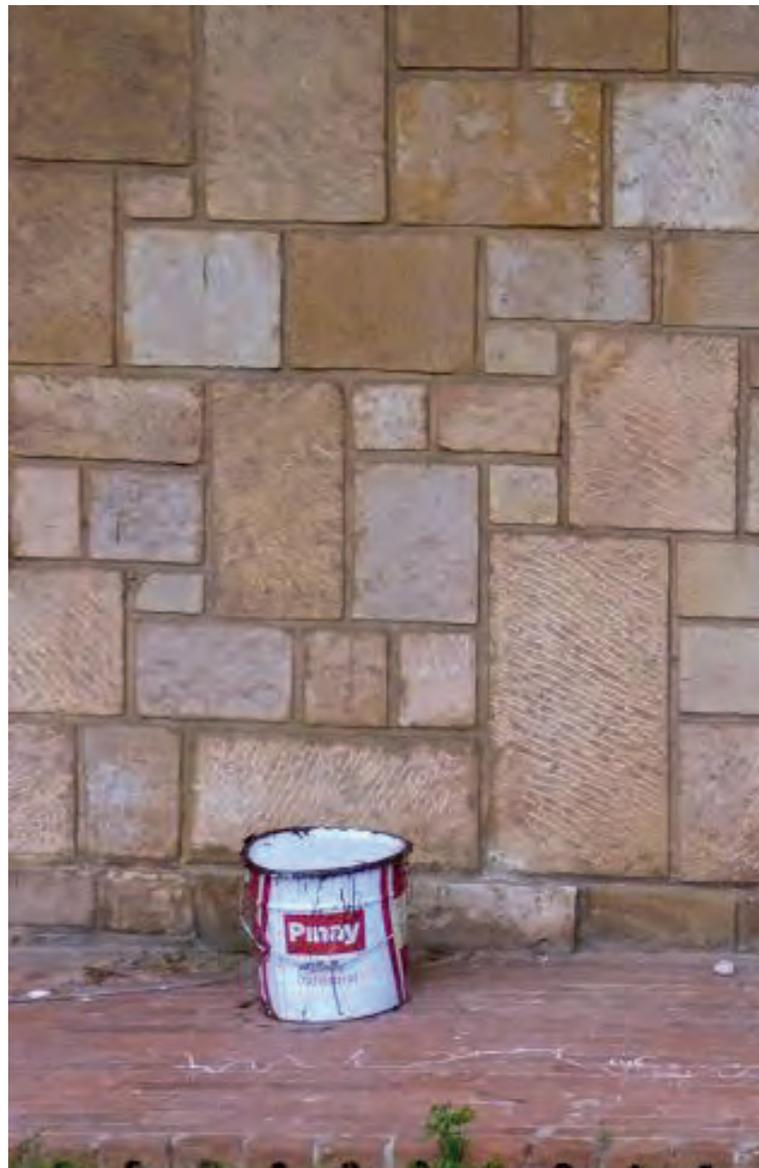
In den 90er Jahren kam dann mit dem neuen sozialen Wohlstand auch die Privatisierung. Perlora wurde vom Staat aufgegeben und in einen privaten Ferienkomplex verwandelt. In dieser Zeit boomte das Geschäft mit den Ferienanlagen, überall an der spanischen Küste entlang entstanden neue Komplexe. In der Zwischenzeit waren viele Menschen von der Arbeiterklasse in den Mittelstand gewandert und es war ihnen möglich, höhere Ziele und Besitzansprüche durch günstige Kredite zu verwirklichen.

Für Perlora bedeutete die Privatisierung einen großen Einschnitt. Hatte die Miete bis dahin aus einem kleinen, eher symbolischen Jahresbeitrag in der Gewerkschaft bestanden, waren die Bewohner*innen nun gezwungen, höhere Mieten zu zahlen, wollten sie ihre Häuschen weiterhin nutzen. Von den ursprünglich mehr als 220 Angestellten der Anlage waren 2002 nur noch weniger als die Hälfte tätig, und von den mehr als 1500



Bewohnern*innen waren nur noch 500 geblieben, sodass auch Restaurant, Ballhaus und Sporthalle geschlossen werden mussten. Perlora stellte keineswegs einen Einzelfall dar: Mit dem Platzen der Immobilienblase verwandelten sich viele von Spaniens Ferienanlagen in Geisterstädte.

Die neuen Eigentümer*innen entschieden 2005, Perlora zu schließen, woraufhin sich die Mitarbeiter*innen und Bewohner*innen or-



ganisierten, um den Urlaubskomplex zu retten. Einige Familien nutzten Perlora bereits in der dritten Generation; einige von ihnen waren auch bereit, die bisher gemieteten Häuschen zu kaufen. Dies wurde allerdings abgelehnt, da die Regierung für Perlora etwas Anderes vorhatte: An ihrer Stelle sollte, mithilfe einer großen öffentlichen Förderung, eine Sommerschule gebaut werden. Ein Investor kassierte den Zuschlag, und die Förderung, wie so oft in Spanien, verschwand, ohne dass das Bauvorhaben jemals verwirklicht wurde. Nichtsdestotrotz bleibt Perlora ein besonderer Ort. Zwar hat die Krise die Region tief verändert, aber nach den schweren Zeiten gibt es noch etwas Gutes. Wer in Perlora spazieren geht, könnte annehmen, dass die Ferienanlage ausgestorben ist. In der Tat ist ein Teil der Häuschen kaputt oder geschlossen, die Geschäfte ebenso; aber die Wiese vor der Sporthalle ist immer gut gepflegt. Und wenn

man ein bisschen genauer hinschaut, findet man neben manchen Chalets leere Farbeimer: Jemand hat eine kleine Kunstintervention vorgenommen, den Häuschen Gesichter gegeben. Im Sommer außerdem sind ehemalige Bewohner*innen immer noch vor ihren früheren Haustüren zu sehen. Sie treffen sich mit anderen Anwohner*innen, wie damals; sie grillen, lachen und feiern zusammen, obwohl sie keinen Hausschlüssel mehr besitzen. Sie reden darüber, wie es damals war, und wie schwer und unfair alles geworden ist; was noch kommen wird, und wie man in einem Land über die Runden kommen kann, in dem man sich nicht mehr zu Hause fühlt. Offensichtlich haben sie immer noch einen Ort, an dem sie zu Hause sind – ganz egal, ob in Wirklichkeit oder im geteilten Gefühl.

piafernan@gmail.com



VORORT

Laura Engelhardt



Ein leeres Feld erzählt wenig und verbirgt wenig.

Es liegt frei heraus und lässt Gras drüber wachsen, bis sich die Werbeschilder niederlassen.

Die Schilder wandern. An besonders profitablen Stellen setzen sie sich vor die leeren Felder, rücken Begriffe in die Aussicht. Dann stehen sie da, als schiefes Bild.



Mit offenem Mund und unverfroren benennen sie schöne Orte.

Und nehmen ihren Platz und bereiten den Weg für die Maschinen, die irgendwann kommen und den Grund auf den Kopf stellen. Schnell und routiniert.



Der Dreck liegt frei, mit jeder Baugrube entsteht ein neuer Abgrund, wo vorher nur Leere war.

Den Abgrund schützen schöne Worte; sie legen sich auf die Stelle und drängen sich dicht aneinander. Es wird eng: Zuhause, Wohnwert, Grünes Leben.



Wo eben noch Brennnessel neben Eisenkraut wuchs, steht jetzt ein Zaun. Oder auch zwei oder drei. Zuhause, Wohnwert, Grünes Leben sind variabel teilbar.

Irgendwann begann ich, die noch ungebauten Felder zu zählen und zu kartieren, als könnte sie das schützen. Jede Zahl stand nur als Wort und bleibt verzweifelt.
Je mehr, desto weniger.



„Der Begriff tritt in Erscheinung, wenn etwas zu verschwinden beginnt.“

- Jean Baudrillard

Architektur und
volle und elegante



Aus Protest stiegen meine Füße über Zäune,
trampelten über frisch gestutztes Grünes Le-
ben und rannten gegen fremden Grund. Jedes
Mal ein Stückchen weiter, bis sich hinterm
letz- ten Zaun ein neuer Abgrund auftat, rechts
und links eine Maschine und in der Mitte ein
gieriges Schild.



Mein Wohnraum war entrückt. Kein Bild kriegt
ihn zu fassen.

Ich drehte mich im Kreis, bis sich Brennnessel,
Zäune und Sonnendach auflösten.



Die Menschen verschwinden in ihren Bildern und die Worte bleiben gefräßig hängen. Bilder und Worte ziehen alleine weiter und bauen neue Zäune mit neuen Orten. Sie machen keinen Unterschied. Das sieht den Bildern ähnlich.



lk.engelhardt@gmail.com,
<http://www.lauraengelhardt.de/>

Only a half minute walk away from a Multikulti-park!

Berlin
Mitte

Fellini

Paradise is right on your doorstep: a lot of different cultures live in harmony on this park. Kids playing football, family-picnics, babies crying smoothly: join them!

Reclaiming Public Space for the Collective Imaginary

Benjamin T. Busch

A mirage glimmers on billboards throughout the city, the glossy figment of a speculative imagination. Its surfaces are perpetually unscratched, unchipped, uncracked—unused. It is a threat and a promise from the future, the computer-generated imagery of a violent process of material abstraction. At times the mirage appears inhabitable, at times only a thin membrane of pulp and ink, of liquid crystals and photons, of triangulated meshes and simulated textures. Is it the virtual dwelling for a transcendent being, perhaps an artificial intelligence? Is it the home of financial capital itself, its algorithms crawling the pixels of an aptly virtual architecture? While the economically disadvantaged are forced into civic obscurity by a disproportionate lack of affordable housing, cinematic renderings of dazzling investment

buildings proliferate in urban space. They project a socially exclusive future, traces of which are revealed today in the advertisements that dominate public space worldwide.

In an era when luxury real estate has been declared “the world’s new currency”,⁽¹⁾ what role do advertisements for investment properties play in the construction of a collective imaginary,⁽²⁾ and what happens when they all but disappear? How can their spatial strategies be hacked, or reclaimed, allowing for the emergence of alternative discourses in public space? Is there possibly an inherent potential for common experience embedded within such representations of space? I will start to answer these questions by first contextualizing them in the heterogeneous European context before



focusing on the ongoing phenomenon of commercial abandonment in Greece, whose distinctive blank billboards became the occasion for POINT BLANK, my collaborative project with Evangelos Papamatthäou-Matschke. Finally, I will speak specifically to the spatial conditions in Munich, Germany, where the project was first exhibited.

The Visibility of Economic Disparity in Europe

Investment buildings serve one primary purpose: the generation of capital. With specific regard to housing, the globalization of the real estate market together with the perceived stability of investment in certain local real estate markets has resulted in a boost in ‘luxury’ apartment construction. Since the beginning of the European debt crisis in 2009, which was preceded by the global financial crisis of 2007–08, countries in northern Europe, particularly Germany, have come to be perceived as “safe havens” for international investors looking for “secure” places to store their money.(3) Major cities, such as Munich and Berlin, are seeing striking increases in international real estate investment. Meanwhile, other markets within Europe are “traveling at different speeds,” with several countries trailing much farther behind Germany.(4) For example, a very different parallel reality has emerged in Greece. There, high real-estate taxes, imposed as part of the austerity measures demanded by Greece’s creditors, are weighing heavily on the market and curtailing economic recovery.(5) While alarmingly little investment is being made in Athens and other urban areas, prices for luxury properties—especially in vacation destinations—have dropped on average by 50% since 2009, attracting predominantly wealthy buyers from abroad seeking additional properties.(6) Germany and Greece, both member states of the European Union, have hence become divided by a chasm of social inequality, leaving Greece in a state of disrepair with no end in sight.

Searching in space, one finds that a particular phenomenon has arisen in Greece: Since the crisis, nearly all the billboards in the country have gone blank. Whether in the United States during the oil crisis or in Egypt after the Arab



Spring, whenever such voids arise, they stand for neglect and standstill. Blank billboards thus become a metaphor for crisis, a visualization of its inherent disorder. In his questioning of the relationship between capitalism and mental health, theorist and activist Franco “Bifo” Berardi traced the roots of the word crisis itself: The words ‘crime’ and ‘crisis’ share the same etymology. Both refer to the Greek word *krisis* meaning ‘judgement, selection, separation’. We define crisis as a situation in which the traditional norms loosen their grasp on reality, while new norms have yet to become established. Crisis, therefore, presents a situation in which the natural law is out of joint, and crime spreads.(7)

What appears at first to be a collective negation of consumerism, or even just an aberration within the frame of normality, is uncovered to be the troubling symptom of economic break-



down and violent reterritorialization. Perverse-ly, the same public space liberated from advertising—the predictable result of a depressed consumer economy—has become subject to privatization at the hands of the “troika” (the European Commission, the European Central Bank, and the International Monetary Fund), whose collaborative activity in Greece has been deemed by the economist Yanis Varoufakis as “a crime against humanity”.⁽⁸⁾ Greece’s collective imaginary has been banned from developing in a decisive direction. Its citizens are perpetually reminded of their stalled condition by the ubiquitous presence of blank billboards. Without meaning, these voids represent a state of immobility within the present, an ongoing debt crisis without a common future.

Yet despite the economic turmoil in Greece and elsewhere, blank billboards, when understood as universal signifiers, contain the potentiality of a common experience. Who in the world has not seen a billboard, and who has not seen one in decay? Global society is universally accustomed to being bombed with content, not only but especially from commercial sources. Whether online or on the ground, a mutant ecology of digital and analog advertisements is endlessly swirling and swelling

around us. Today, breaks in the flow of content have obtained significant meaning. Not only are technological disruptions perceived negatively, as glitches or obstacles to productivity, but pauses more generally, (e.g. contemplative walks) have come to be perceived as lavish, wasteful acts. Blank billboards thus harbor the potentiality of common experience across cultures by invoking an embodied process of perception and by implicitly representing the unspoken desire to stop the machine, to refuse subjugation.

Bringing the Crisis Home

BUtilizing photographs taken in crisis-stricken Greece, the first exhibition of my project with Evangelos Papamatthäou-Matschke, POINT BLANK, brought the crisis ‘home’ to Germany, the country which hosts the European Central Bank and whose chancellor upholds the austerity politics crippling Greece to this day. It consisted of a site-specific installation at Centercourt Gallery in Munich, a square room on a street corner, publicly visible day and night through two storefront windows. Situated in Maxvorstadt, a neighborhood once populated by students of the nearby academies that rapidly became gentrified within the last



decade, the exhibition space offered a unique opportunity to address a wide variety of passersby, from longtime residents to tourists, students, and affluent newcomers.

Appropriating the aesthetics of a prominent real estate investment project in Munich, Evangelos and I made use of the project's same spatial strategy of 'tasteful' visual domination instead to cast light on the social reality in Greece. The windows were marked with the lettering "SHOWROOM" and "POINT BLANK" while inside a scale model of a construction ruin topped with blank billboards stood in front of four industrially produced advertising light boxes, which radiated images of abandoned billboards punctuating the Greek landscape.(9) In effect, the photographs annihilated themselves as a medium, becoming their referents, the very things signified in the images. The title, POINT BLANK, a play on words with literal and figurative interpretations, refers explicitly to the checkmate distance between a gun and its target and, implicitly, to the

economic warfare underway in Europe. The subjectivities imagined populating the photographs' spaces turn out to resemble humans more than automatons, which stands in contrast to the pervasive, glossy renderings of luxury real estate projects deployed as clickbait for aspiring property investors and students of architecture. The aesthetics appropriated by the installation produced an alienating effect vis-à-vis the viewer, making them at once aware of their daily processes of perception regards advertisements and, furthermore, placing them in direct relation to a geopolitical setting clearly less fortunate.(10) The empty billboards reach out from the light boxes, breaking the illusion of real estate advertising while simultaneously drawing a dialectical relationship between the thriving German economy and the stagnant Greek economy. Thus common advertising aesthetics can enable engagement, which, when applied subversively, can lead to the critical reception of content.

Only a 7 minute jogging away from the Dom-Curry!

Fellini

Berlin
Mitte

Let the best german food melt in your mouth, while surrounded by the calming sound of photo cameras. Time will stop for a while!



Spatial Persistence in Munich

Munich's economy has maintained a remarkable stability despite the turmoil of the 20th and 21st centuries. Unsurprisingly, a common desire for spatial persistence by way of an idealized past—for the perpetuation and conservation of the city's current and historic form—barely nudges its urban center into the future. Its residents typically tend to defy the vulgar commercial aesthetics of global consumerism, favoring instead the traditional, the historical, and the local. Striving for an image of classic grandeur, Munich's modern city planners remained so sincerely dedicated to spatial persistence that, after WWII, they ordered the city to be reconstructed as though no shell had pierced its historical substance. By never changing, the city aspires to become eternal.

Munich's *dispositif* of persistence, conservative by definition, may seem at first incompatible with the global real estate market's tendency to maximize profit through one-size-fits-all standardization while minimizing the costs associated with adapting to a local context. Yet the global market readily conforms to the city's *dispositif*, which is both embodied in practice by its residents and fortified by the aesthetic regulations policed by its government. The cultivation of a pre-existing universal imagery for real estate advertisement is not possible in Munich; rather, the global market taps into the specific aesthetic conditions of the local context, steering the collective imaginary toward privatization and individuation. Thus, it is a regular occurrence to see planned luxury apartments not being marketed as sensational new constructions with ultramodern conveniences.

Instead, these given conditions are subsumed in the aesthetic device of a pristine, rationalist, and historical facade, pandering to a superficial notion of persistence laced with an egocentric desire for elevated status. Public space is transformed by the market's spectacle, which animistically projects images of a seemingly obligatory future. The collective imaginary is diverted against its own communal flow, and its window of political possibilities becomes narrowed by neoliberal capitalism.⁽¹¹⁾ Where there was once a community, there is now a matrix of real estate populated by alienated consumers.

In spite of the predominant narrative, buildings financed by international investors are not wholly autonomous from their local social conditions. On the contrary, private real estate developments are enabled by local political and economic circumstance. Local real estate markets respond to international demand, and in the case of Munich, the market responds by disproportionately producing luxury housing. When considering housing, it becomes apparent that investment buildings are indeed dependent on public space and infrastructure, while at the same time government subsidies drastically reduce investors' responsibility to maintain them (i.e. tax breaks). A luxury apartment draws its value not only from its magnificent views, noble materials, finely fashioned fixtures, and its host building's iconic look. It furthermore becomes attractive due to its proximity to public parks and schools, its access to public highways and, especially in the case of Munich, its closeness to public recreational activities in the surrounding natural environ-

ment. Thus, investment buildings are made possible by a 'free market' that at second glance does not seem so free after all.⁽¹²⁾ For a considerable number of people, the 'free market' moreover implies the deprivation of 'freedoms' commonly associated with cities. In the case of economically disadvantaged citizens, who are continuously expelled to the city's periphery by rising costs of living, how much freedom do they actually have to enjoy the public services and spaces to which they have contributed as community members and taxpayers?

Faced with housing shortages and widespread privatization, Munich stands together with many cities in Europe, including those in Greece, on the edge of a precipice, beyond which the economically disadvantaged are completely excluded from civic life. As Friedrich Engels argued with certainty in 1872, "there is already a sufficient quantity of houses in the big cities to remedy immediately all real 'housing shortage,' provided they are used judiciously".⁽¹³⁾ The statement is empirically true in Munich and across Greece today, yet people still find themselves homeless following foreclosures while, at the same time, international property speculators deepen social inequality through the construction of unnecessary luxury housing. The visibility of this emerging dystopia is perpetually repressed by public advertisements for a future where the disadvantaged have no part in society. Disfigured by graffiti, pixelated, and distorted through shattered smartphone screens or appropriated and reconfigured by artists, the simulated images proudly issued by real estate developers lose their magic touch and pathological consequence. Through artistic perversion, the devices that carry the promise of an exclusive future are revealed instead to be fragile media susceptible to intervention, opening up the potential for common experience.

Notes:

- (1) Jonathan Miller, "Luxury Real Estate as the World's New Currency," *Elliman Magazine*, Fall/Winter 2012.
- (2) My understanding of the sociological concept of 'collective imaginary' draws specifically from Henri Lefebvre's "representational spaces," which stand for "space as directly lived through its associated images and symbols, and hence the space of 'inhabitants' and 'users' [...] This is the dominated—and hence passively experienced—space which the imagination seeks to change and appropriate. It overlays physical space, making symbolic use of its objects." Henri Lefebvre, *The Production of Space* (Oxford: Blackwell, 1991), 39.
- (3) Renuka Rayasam, "'Cement Gold': German Property Market Soars Amid Euro Crisis," *SPIEGEL ONLINE*, June 22, 2012, accessed June 22, 2016, <http://www.spiegel.de/international/germany/german-real-estate-market-soars-amid-euro-crisis-a-838437.html>.
- (4) Carla Passino, "German Real Estate: Why Investors Are Buying It Now," *Forbes*, March 5, 2015, accessed June 22, 2016, <http://www.forbes.com/sites/carlapassino/2015/03/05/german-real-estate-why-investors-are-buying-it-now>.
- (5) Stelios Bouras, "Investors Returning to Greece's Real Estate Market," *Wall Street Journal*, September 2, 2014, accessed June 22, 2016, <http://www.wsj.com/articles/investors-returning-to-greeces-real-estate-market-1409673877>.
- (6) Omri Barzilay, "Russians Are Buying Up Real Estate In Greece, Should You?," *Forbes*, October 19, 2015, accessed June 22, 2016, <http://www.forbes.com/sites/omri-barzilay/2015/10/19/russians-are-buying-up-real-estate-in-greece-should-you>.
- (7) Franco "Bifo" Berardi, *Heroes: Mass Murder and Suicide* (London: Verso, 2015), 70.
- (8) "Varoufakis Unsettles Germans with Admission Greece Won't Repay Debts," *Reuters UK*, 2015, accessed June 22, 2016, <http://uk.reuters.com/article/uk-eurozone-greece-varoufakis-idUKKBN0M60MD20150310>.
- (9) As said by Roland Barthes, a "pensive" photograph is constituted by two counterposing elements: the studium (the merely interesting subject of the photograph, here the landscape) and the *punctum* (the element which "rises from the scene, shoots out of it like an arrow, and pierces [the viewer]," here the billboard). The *punctum* has a power of expansion, which is often metonymic. Paradoxically, while remaining a detail, the *punctum* can expand to fill the whole picture. Roland Barthes, *Camera Lucida* (London: Vintage, 2000), 25–27, 45.
- (10) Specifically, the installation produces a defamiliarizing effect as defined by Viktor Shklovsky: "The purpose of art is to impart the sensation of things as they are perceived and not as they are known. The technique of art is to make objects "unfamiliar," to make forms difficult, to increase the difficulty and length of perception because the process of perception is an aesthetic end in itself and must be prolonged." See: Viktor Shklovsky, "Art as Technique," in *Russian Formalist Criticism: Four Essays* (Lincoln, Nebr.: University of Nebraska Press, 1965), 3–24.
- (11) Nathan J. Russell, "An Introduction to the Overton Window of Political Possibilities," *Mackinac Center*, January 4, 2006, accessed June 22, 2016, <http://mackinac.org/7504>.
- (12) The German state tends to sell off public plots and real estate instead of developing them publically. It perpetuates the idea that since underfinanced public housing projects are not economically productive their role should be downsized. The most aggressive parts of the German real estate market exploit what remains of the public housing system.
- (13) Friedrich Engels, *The Housing Question* (Moscow: Progress Publishers, 1970), 30.

Bericht einer Spurensuche im Raum

Marta Setúbal

Erste Begehung

Da war ich, zum ersten Mal vor den Fellini Residences, mit der Seminargruppe. In der Mitte Berlins stand eine Stadt vor mir, die ich noch nicht kannte, obwohl ich fast überall schon mal gewesen war. Und dort bestimmt auch: Die Alte Jakobstraße war mir bekannt, bloß nicht so – doch wie, daran konnte ich mich nicht mehr erinnern. Jetzt war es jedenfalls nur der Name einer Straße. Jahrelang hatte ich von der Ferne bemerkt, dass in dieser Umgebung, wie auch an anderen Orten der Stadt, etwas vor sich ging; jahrelang hatte ich es nicht genauer wissen wollen, als ahnte etwas in mir, dass das unerträglich gewesen wäre. Jetzt aber befand ich mich dort. Auf einmal konnte ich die Verbindungen mit der Stadt, die mir bekannt war und in der ich mich ohne Probleme bewegte, nicht mehr erkennen; ich fühlte mich verloren. Wer hat meiner Stadt DAS angetan?! Was soll das hier??? *Undo! Undo!*

‘Am besten keine Panik zeigen’, dachte ich mir: Notausgänge gab’s ohnehin nicht. Die Straßen waren leer, die Gebäude in ganz milden Farben gestrichen, durch den leichten, gräulichen Nebel schimmerten Sonnenstrahlen, hielten die Zeit vor uns an und streichelten den niedlichen, leeren Brunnen, der allein in der Mitte des Hofes stand. Einzelne Menschen bewegten sich langsam, fast schwerelos, die Straße entlang. ‘Ich war schon mal hier, ich kenne diesen Ort, wo alles schwebt und nichts mehr existiert... genau wie in Architektur-Renderings’ – OK, jetzt begann ich zu verstehen. ‘Wir müssen weg. Bitte. Es ist kalt und Berlins andere Städte warten auf uns’.

Später kam die Bestätigung: Das Fellini-Grundstück liegt genau dort, wo sich früher einmal der Skulpturenpark befand. Dieser war von der KUNSTrePUBLIK e.V. im Jahr 2006 auf der Brachfläche gegründet worden, die ab 1961

als militärische Pufferzone zwischen Ost- und West-Berlin gedient hatte. Bis 2009 hatten dort unzählige Veranstaltungen stattgefunden. Aber mit dem Wuchern des Immobilienmarkts seit 2007 wurde der Skulpturenpark immer kleiner, und durch die Bebauung der beiden letzten freien Flächen verschwand er komplett. Eine dieser zwei Flächen war, natürlich, das Grundstück der Fellini Residences.

Von dem Ort ist heute nichts mehr übrig. Und so, wie er damals an all die anderen Leerflächen erinnerte, die durch den Krieg oder den Bau der Mauer entstanden waren, erinnert die Umgebung um die Alte Jakobstraße herum jetzt, da Berlin fast keine Brachflächen mehr hat, auch an all die anderen Orte, mit denen das Gleiche passiert ist. Diese neuen Umgebungen sind aber Orte, die wie in Träumen entstehen: Sie existieren auf einer anderen Ebene, sind nicht Teil einer real gelebten Stadt, die sich durch die Zeit verändert und umschreibt, die wurzelt und schimmelt. Sie formen eine Stadt, die immer sauber ist, in der das Leben auf der Straße entfällt oder auf schnellen Verkehr beschränkt ist. Eine Stadt, die von einem verschärfenden Umstand geprägt wird: Alles ist „Luxus“.

Für noch mehr Luxus sorgen drei Meter hohe Decken in allen Wohnungen und extra hohe Kassetten-Türen

Luxus wird gebaut, gefeiert und verkauft. „Luxus“ bedeutet nicht unbedingt, dass hochwertige Materialien benutzt werden – ganz im Gegenteil, heute ist billige Luxusarchitektur in Mode: Sie wird einfach so gebaut, als ob sie hochwertig wäre. Denn es kommt auf etwas Anderes an, nämlich auf die Herstellung eines Bildes. Dieses wird inszeniert, mittels bestimmter Farben (meistens Pastelltöne, insbesondere warmes Grau, Weiß und Beige), gewisser Architekturelemente (historisierende

und moderne, im Doppelpack) und selbstverständlich, einer auserlesenen Sprache (Loggia, Walk-in Closet, Entrée, Designküche).

über ein arkadenförmiges Eingangsportal betreten Sie die Piazza mit Schmuckgarten und einem Brunnen aus Naturstein

Eingangsportal. Die billige Pseudo-Luxussprache.

Der ganze Apparat wiederholt sich bei jedem neuen Luxuswohnungskomplex. Grundsteinlegung, Bau, Werbung, Einweihung – leere Straßen davor. Alle zusammen bilden diese vielen Stückchen von „Stadt“, jedes eine Kopie des anderen, ein *generic city*-Netzwerk, welches in Berlin, wie in vielen anderen Städten, immer größer wird. Das Problem dabei besteht viel weniger darin, was innerhalb dieser „Luxuskomplexe“ vorgeht, als darin, wie sie durch ihr Aussehen und ihre Ausstrahlung die Stadt verändern. Die Fassade der Fellini Residences zum Beispiel, mit ihren aufgeräumten, meist leeren, historisierenden Balkonen in den oberen Geschossen und dem ebenso typischen Schirm aus Videoüberwachungskameras und Garagenausgängen im Erdgeschoss, zieht eine Mauer zwischen dem Gebäude und der Welt.

Träumen Sie süß: Die Objekt- und Videoaufbewahrung mit nächtlichem Streifendienst ist eine Selbstverständlichkeit, die Ihnen eine angenehme Nachtruhe verspricht.

Eine Ruhe, die den Tod der Stadt verspricht. Wir mussten in der Tat überlegen, ob wir den Bürgersteig nehmen sollten, auf dem wir zweifellos gefilmt würden, oder doch lieber auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig laufen wollten... Pech: Da gab's auch schon Kameras.

Internet: 7min zu Fuß

Zu Hause schaute ich mir die Internetseite der Fellini Residences durch. Die 3D-Renderings waren so nah an der Realität – 'könnten genauso gut Fotos sein', dachte ich mir; die Sprache so billig und oberflächlich, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Das Ganze wirkte fast aufreizend. Wie kann ich all den Leuten sagen, dass das Haus scheiße ist? Dass sie die Welt nur

verschlechtern, wenn sie sich da reinkaufen? Dass es so nicht geht? Bitte aufwachen! Bitte aufwachen!

Geprägt wird jedes Zimmer von einem echten Eye-catcher: dem Bett. Seine seidige Oberfläche verspricht ein glamouröses Gefühl und süße Träume. Sie werden nie wieder aufstehen wollen!

Wenn wir eine Wohnung suchen, achten wir auf die nahe Umgebung und bedenken die Dienstleistungen, die wir gerne so nah wie möglich haben möchten: Supermarkt, Apotheke, Park, Spielplatz, öffentlicher Verkehr, Parkplatz... Was für eine Wohnung bzw. Umgebung wir wählen, zeigt, was wir von der Stadt erwarten; später entscheidet es, wie wir zu ihr beitragen können. Daher sind Wohnungsanzeigen meistens mit Beschreibungen der Umgebung bestückt – beispielsweise was zu Fuß erreicht werden kann. Die Dienstleistungen, die in der Nähe zur Verfügung stehen, bestimmen den Wert der Wohnungen; und um diesen Wert zu steigern, wird oft und gern übertrieben (auch davon hängt es ab, dass wir uns „gut“ positionierte Wohnungen immer seltener leisten können).

You don't have to die to arrive in paradise

Der Hauptwerbespruch für die Fellini Residences lautet: nur 7 Minuten Fußweg vom Gendarmenmarkt entfernt. Ein Lageplan zeigt den Zickzack-Weg zwischen dem Gebäude und dem Gendarmenmarkt, ansonsten wird nichts beworben; in der Nähe scheint es auch nichts weiter zu geben. So gesehen sollten die Wohnungen ganz billig sein. Aber nein: Denn die Fellini Residences, *mitte* im Italienischen Viertel (schon davon gehört?), bestehen aus 70 *Luxusapartments mit historischer Fassade* – historisch aus 2013.

In an instant, you will feel as if you are in Rome!

Zweite Begehung – die Überprüfung

Ohne zu viel nachzudenken, ging ich kurz darauf den auf der Webseite gezeichneten 7-Minuten-Weg mit einem Tonaufnahmegerät

(um das Tempo meiner Schritte aufzunehmen), einem Chronometer und dem Wegplan. Den Gendarmenmarkt erreichte ich am 14.2.2016 um 14.23 Uhr, 12 Minuten und 39 Sekunden nach dem Aufbruch von Fellini und nicht ohne zu schwitzen, trotz der Kälte: Ich ging relativ schnell. 1200 Meter – dies ist die Entfernung zwischen den Fellini Residences und der Curry-Ecke am Gendarmenmarkt – in 7 Minuten bedeutet eine Geschwindigkeit von 2,86m/s; die durchschnittliche Laufgeschwindigkeit von Menschen liegt bei 1,4m/s.

Wozu dieser Satz, „nur 7 Minuten Fußweg vom Gendarmenmarkt entfernt“? Solche Luxusanwohner*innen – oder sollte ich sagen: Wochenendanwohner*innen? Tourist*innen? –, die von Concierge und Chauffeur stets bedient werden und sich mit physischen, psychologischen und virtuellen Mauern von der Stadt trennen (passt ja auch ganz gut zu Berlin: hat irgendwie ein historisches Flair), um besser schlafen zu können, würden erstens nie zu Fuß die elende Leipziger Straße durchqueren, und zweitens den Weg nie in 7 Minuten schaffen, besonders auf Absätzen: Das würde bedeuten, doppelt so schnell zu gehen wie ein durchschnittlicher Mensch in Jogging- bis Rennengeschwindigkeit. Und wozu? Um auf die Dom-Curry-Ecke des Gendarmenmarkts zu stoßen? Übrigens hat diese Art, die „Promenade Architecturale“ des „Italienischen Viertels“ so rasch zu erleben, mit dem *relaxed Italian charm of the surroundings* überhaupt nichts zu tun.

You could call this comfortable. We call it „La Dolce Vita“.

‘SIE HABEN WOHNUNGEN GEKAUFT, WEIL DAS HAUS IN DER NÄHE VOM GENDARMENMARKT STEHT’. Und weil es Teil eines angeblichen „Italienischen Viertels“ ist, wo man vergeblich nach den versprochenen *Espresso*bars und *Salumeria* suchen muss, aber zwischen Thai-Massage, Tapas-Bar und koreanischem Restaurant einen „World of Pizza“-Take-Away nach bester amerikanischer Tradition finden, auf die *Ferratti Offices* stolpern (direkt gegenüber den Fellini Residences, und vom selben schweizerischen Investor gebaut)

und die ebenso anmaßende Architektur der anstelle der Muratti Zigarettenfabrik (1906 vom gleichnamigen griechischen Geschäftsmann gegründet) jüngst gebauten *Muratti Höfe* bestaunen kann. Wer sollte sich so oft am Gendarmenmarkt aufhalten wollen, dass es sich lohnt, eine Wohnung in der Nähe zu kaufen? Welches Berlin kaufen sie sich, diese Menschen? ***** Was für ein Quatsch! Nach dem „7-Minuten-Weg“, Currywurst-Geruch im Hintergrund, schrieb ich alles in Ruhe auf, an das ich mich erinnern konnte. Ich war zu schnell gelaufen und hatte mich so stark auf mein Ziel konzentriert, dass wenig im Gedächtnis blieb, Eines war allerdings klar: Mit den vielen Gehweg-Schäden, nur halb geöffneten Läden und der überdimensionierten Leipziger Straße in der Mitte war der Weg alles Andere als glamourös. Das wäre natürlich gar nicht schlimm (solche Stadtlandschaften sind heutzutage sogar *t*, wenn ein Haufen Menschen rumliefen. Aber dieser Weg, menschenleer wie er ist, wirkt nur trist.

Dritte Begehung – intensiv zu Fuß
Wie schon immer, fand ich es wichtig, die Umgebung besser zu verstehen. Jedes Gebäude sollte seiner Umgebung antworten, egal ob „harmonisch“ oder „gewaltsam“. Dann wird die Umgebung, nachdem Menschen in das Gebäude eingezogen sind, die unmittelbare Verlängerung ihrer Wohnungen (also des Privaten), und diese mischen sich mit den Verlängerungen anderer Wohnungen, womit „Stadt“, Stadtleben bzw. urbanes öffentliches Leben entsteht. So fragte ich mich, ob die direkte Umgebung der Fellini Residences genau so sei, wie sie im Muster-Weg gezeigt wurde. Ich fürchtete, das könnte der Fall sein; aber es könnte doch auch Anderes geben, das zumindest die triste Stimmung des Viertels brechen würde.

Bereit, eine bessere Stadt zu finden, machte ich mich also erneut auf den Weg. Mit Tonaufnahmegerät (d.h. Handy-Kopfhörer mit Mikrofon, weil es einfacher ist, auf diese Weise auf der Straße zu gehen und alleine zu sprechen), Fotoapparat und handskizziertem Stadtplan,

jedoch ohne vorab festgelegter Route, lief ich die Umgebung intensiv zu Fuß ab. Auf dem Plan zog ich einen Kreis von ca. 1000m – die Entfernung vom Gendarmenmarkt – um die Fellini Residences herum und lief los. Alle Straßen mussten durchlaufen werden. Was ich beobachtet habe: Es gibt kaum Altbauten – alles wurde vom Krieg oder im Laufe des Mauerbaus zerstört. Dabei kommt man zwei unterschiedlichen Arten auf die Spur, eine zerstörte Stadt zu rekonstruieren; die Alte Jakobstraße markiert die Grenze zwischen diesen zwei Arten und damit zwischen zwei „Städten“ (diese Grenze hat nichts mit der Mauergrunde zu tun, sie läuft entlang der Alten Jakobstraße, nicht quer zu ihr!). Südöstlich liegt die „Moderne Stadt“: hohe freistehende Gebäude, umgeben von Grünflächen; autogerecht geplante Straßen; die Fußgänger*innen bewegen sich über die Grünflächen. Nordwestlich hat sich die „Kritische Rekonstruktion“ durchgesetzt: Die Blockrandbebauung aus der Vorkriegszeit wurde wiederhergestellt; die Gebäude sind niedriger und in Blöcken um Innenhöfe herum gebaut; die Straßen sind für Autos, Fahrräder sowie für Fußgänger*innen vorgesehen. Da es weniger Freiräume gibt, nämlich nur die Straßen, treffen hier die Menschen öfter aufeinander. Dies sollte auch für die Umgebung der Fellini Residences gelten, die sich auf dieser Seite befinden – ist aber nicht der Fall: Da viele Wohnungen über lange Zeit nicht bewohnt werden, während sich ihre Eigentümer*innen in irgendeiner anderen Luxuswohnung der Welt aufhalten, sind die Straßen leer, und das ganze Umfeld wirkt wie

eine Geisterstadt.

Überraschenderweise konnte ich trotzdem ein paar Hoffnungsträger finden. Wenn nur die Anzeigen für die Fellini Residences auf diese Orte, Plätze und Akteure hingewiesen hätten! Ich stellte mir kurz vor, es wäre so gewesen: Dann wären vielleicht auch andere Menschen auf den Stadtteil aufmerksam geworden, Menschen, die mit der Stadt interagieren wollen und zu ihr beitragen würden.

Schade: *Alle Wohnheiten sind bereits verkauft.*

martaindenstaedten@gmail.com

Only a 15 seconds chauffeur ride away from a heart defibrillator!

Fellini

Defibrillator

Berlin

Mitte

If you are living in a heart in the heart of Berlin and your heart can't stand so much sweet beauty, stay calm and use your chauffeur service to save you!

Raumzine#2

Impressum / Imprint

Redaktion / Editorial team

Alaleh Zargami
Daniele Tognozzi
Elisa T. Bertuzzo
Hannah Baumann
Nadine Gutbrod
Nuray Koschowsky
Sine Ludvigsen

Fachgebiet Raumstrategien /
Department Spatial Strategies
Weißensee Kunsthochschule Berlin, KHB
2016

Druck / Print

Auflage 200
Papier Eural-Ecopro
Digitalprint, gedruckt an der KHB

Unterstützt durch / Supported by
Weißensee Kunsthochschule Berlin
Mart Stam Gesellschaft

Dank an / Thanks to:

Benjamin T. Busch
Olaf Kriseleit
Paola Konrad

www.raumstrategien.com
www.kh-berlin.de



Only a 3 minute walk away from the job center!

Jobcenter

Fellini

Berlin
Mitte

Already finished to happily decorate your apartment with over-priced design and you're running out of so much daily joy? Go find a job – the latest fashion!